

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 36.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Herrschen oder dienen?

Roman von M. Hautsky.

(9. Fortsetzung.)

Fritz schritt rasch aus, die Prokuration entlang. Er wollte auch keinen Blick nach ihr wenden. Er wollte nach Hause, in sein neues Heim. Das Bild Mariens stieg vor ihm auf; er sah die zarte rührende Erscheinung vor sich, mit den guten schüchternen Augen, die mit so viel Liebe nur die ihres Mannes suchten, um darin seine Wünsche zu lesen, die zu erfüllen die einzige Aufgabe und die einzige Freude ihres Lebens ist.

Das arme Ding! Sie hat es vergessen, wie man in Gesellschaft sich zu bewegen hat, wie man sich anzuziehen hat, um der Mode gemäß zu erscheinen, um zu gefallen, um reizend zu sein. Sie hat es überhaupt vergessen, an sich zu denken und ihre Vorzüge gelten zu lassen.

Sie hat sich seit Jaren in ihre Häuslichkeit vergraben, an nichts gedacht als an ihren Mann und an ihr Kind; sie hat all die kleinlichen, täglich wiederkehrenden Sorgen, die ihre Frische untergraben, die ihren Geist auf das gewöhnlichste gerichtet und verzehrt haben, allein auf sich genommen, nur um ihren Mann desto freier, desto glücklicher zu machen; und dankt er ihr diesen Opfermut? und hat sie ihn dadurch auch wirklich glücklich gemacht? Fritz fühlte es in diesem Augenblick mit einer Art Schreck, daß sie dies nicht erreicht hatte. Nein, Alfred war nicht glücklich. Und ist es denn nicht überhaupt eine Täuschung, wenn man wänt, daß ein Wesen, dessen Hingebung, dessen Unterwürfigkeit bis zum Aufgeben des eigenen Selbst get, das sich zur Hausflavin erniedrigt, und das in dieser aufreibendsten aller Tätigkeiten geistig verkommt, noch überhaupt einen Mann glücklich machen kann? er wäre denn selbst ein niedrig begabter und gedankenloser Mensch. Würde in einer ehelichen Gemeinschaft, die alles das erfüllen soll, was man von ihr erwartet, der Frau nicht eine höhere Aufgabe zufallen, als nur die, stets willige Dienerin des Mannes zu sein und die Gebäerin seiner Kinder, die alle physischen Lasten des Haushaltes auf sich genommen und das Denken ihm allein überläßt? Bedürfte sie nicht vielmehr, als die Gefährtin dieses Bundes, derselben geistigen Fähigkeiten, derselben Bildung, desselben erweiterten Horizonts, und gerade so viel Mut und Entschlossenheit wie der Mann? Aber um dies zu erreichen, brauchte sie nicht ein erweitertes Leben? sollte sie nicht herangezogen werden an alle geistigen Fragen, eingeweicht selbst in die sozialen und politischen Bewegungen und Kämpfe? Würde das nicht in die Familie eine geistig bewegte Atmosphäre bringen, die sowol auf die Eltern selbst, als auf die Kinder bildend und belebend wirken müßte? Was reizt denn den Mann an diesen Frauen, die sich

durch ihre Energie befreit haben und ihm nun in geistiger und ökonomischer Beziehung gegenüber stehen? Es ist ihr Geist und ihre Kraft, es ist jener geheimnisvolle Reiz, den jedes freie Wesen in sich trägt, und dem die mannichfaltigsten Gaben entspringen, die unterhalten, uns fesseln, die immer neu und interessant erscheinen. Aber diese Frauen, sie haben die Freiheit, die man ihnen rechtlich versagt, durch Mittel sich erkämpft, durch Mittel sich erkaufen müssen, die nicht immer die reinsten waren; und sie selbst haben sich dadurch besleckt, und sie sind gesunken, gefallen, wie diese Elvira hier, dieses reizend schöne, dieses so begabte Wesen.

Marie ist die Sklavin ihres Mannes geworden und sie macht ihn dadurch nicht glücklich, Elvira hat aus dem siegesgewonten Lebemann, der in einem legitimen Bunde eine Kalamität, eine drückende Fessel erblickte, ihren gehorsamsten Sklaven gemacht, und er dünkt sich in diesem Verhältnis ein König.

Und ist dies eine nicht eben so unsittlich, so verwerflich wie das andere? ist nicht jede Sklaverei unvereinbar mit dem Fortschritt? Und wäre nicht die Gleichheit, die vollständige Gleichberechtigung beider Geschlechter das einzige richtige, um aus Mann und Weib zusammen jene harmonische Existenz eines waren wirklichen Menschen zu schaffen?

In ähnlicher Weise philosophirte Fritz, während er den Kopf gesenkt rasch dahinstürmte, niemandem ausweichend, von allen gestoßen. Und er gedachte seiner Minna, des lieben, klugen, großherzigen Mädchens, das sich von vornherein als ein ihm gleiches, ebenbürtiges Wesen gefühlt, das ihre Würde und ihre Selbständigkeit so streng gewart, und das dadurch einen Mut und eine Kraft bewiesen, die sie ihm nur um so teurer gemacht. Gewiß, ihr durfte er vertrauen, sowie sie ihm in ihrer Lauterkeit vertraute. All' die Liebe, all' die Verehrung, die er für dies Mädchen im Herzen trug, erstanden ihm in aller Lebendigkeit und sänftigten die empörten Bogen seines Gemüts. Da ward er mit seinem Namen angerufen und, aufblickend, sah er Alfred vor sich.

„Hast du Elvira schon gesehen?“ war dessen erstes Wort. Und er fügte rasch und wichtig, in froher Erregtheit hinzu: „Sie ist hier, mit ihr der französische Gesante, ich hatte nur Marie eiligst nachhause gebracht, und ich suche sie nun.“

„Du findest sie umgeben von der Blüte der Ritterschaft und den Rittern der Industrie,“ spottete Fritz.

„Du hast mit ihr gesprochen?“

„Nein.“

„Dann will ich dich sogleich ihr vorstellen, komm!“

„Laß mich in Ruhe.“

„Du willst nicht? Aber ich begreife dich nicht —“

„Halte mich für ein unbegreifliches Wesen, für ein Rätsel meinerwegen, aber laß mich gehen, adieu!“

„Nein, so entkommst du mir nicht. Was soll das auch heißen? Du mußt dich Elvira vorstellen, und ganz abgesehen, daß sie meine Schwägerin ist, so hast du sie doch als deine Kollegin zu begrüßen.“

„Keine Sorge, mein Herr Ceremonienmeister, das wird schon geschehen, aber nicht heute, und nicht jetzt.“

„Ah, Depauli, halt, meine Herren!“ rief ebenfalls deutsch eine fröhliche Stimme ihnen zu. Es war Hellenbach, der ihnen entgegenkam und der jetzt auch Berger erkannte und ihm beide Hände entgegenstreckte. „Lieber Freund, ich freue mich, Sie wiederzusehen. Wir haben Sie schon erwartet, Sie werden hier mit der Bianca singen, — kommen Sie, kommen Sie, ich werde Sie sogleich vorstellen.“ Und er legte in vertraulichster Weise seinen Arm in den des Tenoristen.

Fritz versuchte Einwendungen. Aber Hellenbach, diese missverstehend, nam eine Gönnermiene an und versicherte, daß sich Elvira gewiß freuen werde; und so schleppte er ihn denn, von Alfred eskortirt, an der Tischreihe vorüber, sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit nach sich ziehend. Fritz mußte sich fügen. Eugen stellte ihn zuerst den Damen und dann den Herren als den Tenoristen Monsieur Berger vor, und er sprach auch den Namen französisch aus.

Elvira hatte sich ihm entgegengewandt, und als Fritz sich jetzt vor ihr verbeugte, konnte er bemerken, daß sie erröthete. Es berührte ihn eigentümlich. Sie, die weltgewante Frau, die verwönte Künstlerin, die soeben noch in gleichgiltig nachlässiger Weise mit dem Gesanten und mit dieser Crème der Gesellschaft sich unterhalten, ihr war bei seinem Anblick eine helle Blut in die Wangen gestiegen. Sie reichte ihm jetzt die Hand und sagte deutsch:

„Willkommen; ich freue mich, in dem fremden Lande einen alten Freund zu begrüßen, einem Kameraden die Hand zu drücken.“ Das klang so gut, so einfach.

Der Gesante hatte sich erhoben, und er bemerkte in verbindlichster Weise, daß er einem Landsmann der Signora den Ehrenplatz an ihrer Seite für ein Weilchen überlassen wolle, aber er werde wiedertommen.

Fritz setzte sich. Er ward von allen neugierig gemustert und gewissermaßen als Eindringling betrachtet. Hellenbach hatte indes die Freundlichkeit, den Gentlemen zu verraten, daß Monsieur Berger zu dem Gastspiel der Diva berufen worden, um in Alida den Radamès zu singen, worauf man ihn noch neugieriger musterte, aber ihm doch einige Wichtigkeit zuerkante, und somit einige Bezeichnung, mit der Diva zu verkehren.

Diese hatte sich an den deutschen Grafen gewendet, der ihr jetzt zur linken saß, und sagte, mit den Augen Fritz bezeichnend, mit einem graziösen Lächeln:

„Es wird nicht das erstemal sein, daß wir miteinander singen. In dem kleinen Städtchen meiner Heimat haben wir gemeinschaftliche Studien getrieben und im Chor gesungen; damals schon klangen unsre Stimmen gut zusammen, damals schon klangen sie stark und kräftig.“

Der Graf nickte verbindlich, Fritz aber sagte in seiner frischen, fröhlichen Weise:

„Nur zu stark, Signora, zur Verzweiflung unsres Schulmeisters. Wie oft hat er uns zornig zugerufen: Könt ihr denn niemals piano singen, wie die Engel im Himmel, müht ihr denn immer brüllen wie in der Hölle, wohin ihr gehört? Ich glaube wir haben uns damals beide ein wenig vor dem Grimmigen gefürchtet, und doch hat uns der Mann herzlich lieb gehabt, und hinter unserm Rücken nante er uns seinen Trost und seine Freude. Ah, Signora, ich möchte es dem guten Alten gönnen, daß er Sie jetzt einmal hören könnte, wo sie eine Künstlerin geworden sind und wo Sie — das piano gewiß gelernt haben.“

Sie war bei seinen ersten Lauten zusammengefahren; der weiche, klangvolle Ton seiner Stimme erweckte alle Erinnerungen, regte ihr Herz in seinen Tiefen auf. Wie voll und frisch klang das, ein echter Herzenston, und wie verschieden von dem schnarrenden, quiekenden, heiseren Lispeln, das seit Jahren ihr Ohr verletz. Seine Worte, kurz und schlicht, brachten ihr in aller Anschaulichkeit das heitere Bild ihrer jugendlichen Studienzeit ins Gedächtnis. Und wie gemüthvoll war das, was er von dem alten Manne gesagt, es schien zugleich das höchste Lob über ihre Kunst mit

eingeschlossen, das sie noch niemals gehört. Sprach er doch nicht zu ihrer Eitelkeit, es ging direkt zu ihrem Herzen. So hatte sie doch einmal wieder einen ganzen Menschen vor sich mit einem gesunden, warmen Empfinden. Fast schüchtern warte sie sich ihm zu. Seine Augen begegneten den ihren, ruhig, groß und heiter. Darin lag nichts von jener gierigen Sinnlichkeit, von jener frivolsten Lüsterheit der andern. Und wieder flammten ihre Wangen auf. Sie schämte sich vor diesem Manne ihrer Umgebung, sie schämte sich zum erstenmal ihrer Vergangenheit.

Unter den Herren ward indeffen mit großer Wichtigkeit die Frage verhandelt, ob ein Tenorist einen Vollbart tragen dürfe, und man war der Meinung, daß dies keineswegs passend sei. Auch Monsieur Berger werde den seinen abtun müssen.

Fritz fur mit einigem Behagen durch das dunkelblonde Gekränzel seines Bartes, der, obwohl erst zwei Monate alt, doch schon wieder ansehnlich und dicht geworden, und sagte in fast übermüthiger Bestimmtheit:

„Radamès ist ein Krieger, und ich werde meinen Bart behalten.“

„Sie können sich ja einen falschen ankleben.“

„Der Ihrige ist onedies zu jugendlich.“

Dann aber wendeten all diese Gentlemen sich wieder Elvira zu und suchten durch Galanterien, durch Anekdotchen und alberne Klatschereien, die Chronique scandaleuse der großen Welt, wieder ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, die ihnen durch diesen deutschen Tenoristen, den sie nicht nach ihrem Geschmack fanden, entzogen worden war. Fritz füllte, wie sehr er ihnen im Wege war, und als er jetzt den Marcheise mit seinem Lord herankommen sah in der deutlichen Absicht, ihn der Bianca vorzustellen, stand er rasch und entschlossen auf.

„Sie gehen?“ fragte Elvira, aber sie hielt ihn nicht; sie füllte es ja selbst, daß er nicht paßte zu diesen da, und es erleichterte sie fast, daß er nicht länger Zeuge der abernen Huldigungen sein sollte, die man ihr hier darbrachte. „Aber Sie werden mich doch besuchen, und noch vor unsrer Probe?“ flüsterte sie.

Er neigte sich, in artiger Weise mit einer Phrase antwortend, und er verließ sie und ihren Kreis mit hochgehobenem Haupte und raschen Schritten.

Siebentes Kapitel.

Alfred hatte sich an jenem Donnerstagmorgen, für welchen er von den Damen de Vita zur Fart nach Murano geladen war, pünktlich eingestellt. Die Mama und die Gattin de Vita's hatten ihn schon erwartet. Juanna war nicht anwesend, und als er nach ihr fragte, hieß es, sie hätte ihren Plan geändert und wolle nicht mitfahren.

Man hatte in einer bequemen, mit einem Zelt überdachten Gondel plazgenommen, und zwei slink Ruderer brachten sie bald aus den engen Kanälen heraus und in die offene Lagune. Es war ein herrlicher Morgen; ein feiner, bläulicher Duft lag über den fernen Alpen und entrückte auch das nahe Festland den Augen, so daß nur eine schmale, kaum merkliche Kontur am äußersten Horizont dasselbe ahnen ließ. Die nach rechts zu liegenden Inseln der Lagune erschienen wie dunkle Flecken auf dieser blendenden, in Sonnenglanz getauchten und sanftbewegten Wasserfläche, aus der die den Weg bezeichnenden Pfäle schwarz und massiv hervorragten. Auch die Barken und Gondeln, die auf diesem Wege verkehrten, hoben sich tief schwarz in scharfen Konturen ab, und so standen Licht und Dunkel hier in den auffallendsten Kontrasten einander gegenüber, und in fast verblüffender Wirkung.

Man kam an dem Campo santo, dem Friedhofe Benedigs, vorüber, der, wogenumspült auf einer kleinen Insel liegt, auf welcher die schöne Kirche mit dem Kloster San Michele sich befindet. Bald tauchte der Duai von Murano aus den Wellen, und darauf kamen die schlanken Campanile, die Glockentürme, zum Vorschein.

Signora de Vita bewegte ungeduldig den Fächer und rief den Ruderern von Zeit zu Zeit ein befuerndes „più presto!“ zu, was diese jedoch keineswegs aus ihrem gewohnheitsmäßigen Tempo brachte. Jetzt fur man in den breiten Kanal ein, auf dessen auf Pfälen ruhenden Fundamenten miserable, zerfallene Fischerhütten sich zeigten, und wo zahlreiche Fischerbarken mit theils eingezogenen, theils zur Abfahrt bereiten, ausgespannten Segeln lagen, dazwischen große, tonnenartige Körbe, zum Teil im Wasser befindlich, in denen die Meerkrabschen — Grancevoli — einer Hungerkur unterzogen wurden, um sie zarter zu machen. An der Stelle, wo der

Kanal sich teilt, hielt man sich links, und man gelangte, an dem Hospital vorüber, wieder nach der offenen Lagune. Hier erschien das Wasser stärker bewegt und die Luft ward frisch, salziger; die Häuschen hörten auf und grüne Anlagen wurden sichtbar. Zur rechten erschien die Bigna, das Besitztum der Familie Vita. Man fur an die äußerste Spitze der Insel und die Gondel legte an dem sandigen Ufer an. Alfred half den Damen aus dem Fahrzeug, und einen kleinen Hügel hinanschreitend, in dessen Sandboden die Füße tief einsanken, gelangten sie an eine zwischen zwei Pfeiler eingefügte Holztür. Sie war offen und Alfred trat mit den Damen ein. Die Bigna hatte eine reizende Lage, einen Ausblick auf die weite, wie ein Meer sich ausdehnende Lagune, an deren nördlichem Horizont die nun etwas sichtbar hervortretende Kette der Alpen sich zeigte. Auf dem weiten Terrain der Besizung waren Maulbeerbäume in dichten Reihen gepflanzt, und dazwischen rankte sich das üppige, feingezackte Laub der Weinreben in Guirlanden von Baum zu Baum. Etwas weiter zurück stand ein Landhäuschen mit einem Nebengebäude. Dieses letztere enthielt den Schatz und die Sehnsucht der Dame de Vita, dort wurden die Seidenraupen gezüchtet. Aber die Tür zu diesem Tesoro war geschlossen, und man mußte vorher bei der Castalda vorsprechen, die mit ihrem Mann und ihren Söhnen die große Halle im Erdgeschoß bewonte. Sie war eine Vertrauensperson der Familie de Vita, für welche sie große Anhänglichkeit und Ergebenheit bewies; sie war die Amme Juanna's gewesen und auch, nachdem sie in dieser Eigenschaft nicht mehr zu verwenden war, noch jahrelang im Hause geblieben, bis sie sich mit dem Fischer Bartolo verheiratet hatte. Sie wurde hierauf als Castalda und als Kultivatorin der Bigna hier eingesetzt und ihr zugleich die Zucht der Seidenraupen übertragen. Sie zeigte Geschicklichkeit dazu, und sie erzielte ein nennenswertes Erträgnis. Man beschloß, ihr für diese guten Dienste einen Teil des Gewinnes selbst zuzuwenden, und seitdem war das Ergebnis ein noch günstigeres zu nennen, und hatte sich der Gewinn selbst für die Padrona, Madame de Vita, noch vermehrt.

Man hatte sich dem Hause genähert, das einst eine stolz aussehende Villa gewesen, jetzt aber nur mehr als Ruine gelten konnte. Es war einstöckig; über einer Loggia, deren offene Bögen von drei Marmorsäulen getragen wurden, befand sich eine Terrasse, von Weingeländen überdacht, welche in ihren weitausgreifenden Trieben auch die schmalen Spizbogenfenster umrankten. Aber die grauen Steinreliefs und die roten Marmortafeln waren verwittert, die eine Säule hatte sich stark gekent, und so war die Terrasse nach der einen Seite zu schief und abhüssig geworden, und da auch die steinerne Brüstung derselben abgebrockelt und teilweise herabgestürzt war, so schien es keineswegs rätlich, diese Terrasse, von welcher man gleichwol einer herrlichen Aussicht genoß, zu betreten.

Von den zwei Gemächern des oberen Stockwerks, dessen Mauerwerk selbst in bedenklicher Weise schadhast geworden, war nur mehr das eine in einem halbwegs wonlichen Zustande. Es genügte der Padrona vollständig für ihre sporadischen Besuche hier selbst, die nur während die Käupchen wuchsen und die Träubchen reiften etwas häufiger wurden. Hinter der Loggia befand sich die Halle, und sie war durch einen gelben Vorhang, der vor die breite Tür gezogen war, von außen abgeschlossen. Die Ankommenden hoben ihn jetzt ein wenig und neugierig guckten sie in das Innere der Halle.

Es bot in dem Augenblick das Bild eines heiteren, genügsamen Familienlebens mit all' den hierzulande charakteristischen Eigentümlichkeiten. Es herrschte hier innen, im Gegenjaze zu der warmen Luft und dem blendenden Sonnenschein, der auf der Bigna lag, eine angenehme, kühle Atmosphäre und ein völliges Halbdunkel. Die fast ganz geschwärzten Deckenbalken, sowie die dunklen, vom Anwurf entblößten Mauern, entzogen sich den Augen, welche von den helleren Gegenständen, den Netzen, Körben und Segelstücken, die von den Balken herunterhingen, und von dem zimmernen und kupfernen, blankpolirten Geräte, das auf Schränken und hölzernen Gestellen hier aufgestellt war, angezogen wurden. Der mit roten Ziegeln gepflasterte Fußboden war reichlich mit Wasser übergossen, und durch sein rasches Verdunsten entwickelte sich eine bedeutende Feuchtigkeit. Kaum einen Fuß über dem Boden erhoben und grade der Tür gegenüber befand sich der mächtig große und offene Herd, dessen Mantel eine rötliche Draperie zierte, auf welcher das durch ein Seitenfenster einfallende Sonnenlicht spielte. Hinter diesem Herde erweiterte sich der Raum zu einer breiten, halbrunden Nische, in welche eine Holzbank eingefügt war. Hier, an dem Feuer des Herdes, von ihm erleuchtet und erwärmt, war des Abends, und namentlich des Winters, der Versammlungsort der Familie. Auch jetzt loderte auf der Steinplatte ein Feuer empor und brante in seinem rötlichen Widerschein auf den dunklen, hübschen Gesichtern zweier fast erwachsener Knaben, die um einen großen Kessel, der an einer starken Eisenkette vom Rauchfang herunterhing, sich zu schaffen machten.

Es waren kräftige Jungen mit bis zum Knie entblößten Füßen, nur mit einem dunkelgestreiften Hemd und kurzen Hosen bekleidet, welche um die schlanken Hüften von einem blauen, strickartig angelegten Lappen gehalten wurden.

Der eine sah nach dem Kessel, worin für die ganze Familie kleine Sardellen in Del gebraten wurden, welche er mit einer langstielligen Schaufel umwendete, indes der andere von Zeit zu Zeit einige ausgedroffene Hülzen von Maiskolben ins Feuer warf, worauf es lichter emporzüngelte.

Seitwärts in der Ecke und zunächst dem Fenster war noch ein kleinerer Herd, mit einem in seine Mauern eingestellten Kessel angebracht, und hier war die Hausmutter soeben beschäftigt, mit allem Aufgebot ihrer Kräfte die Polenta zu rühren. Es dampfte schon mächtig daraus hervor, und vier kleine Jungen, die nur mit einigen togaartig umgehängten Fezen ausgestattet waren, standen, einen Halbkreis bildend, erwartungsvoll um die schaffende Mutter herum, gierig den Duft, der dem Kessel entströmte, mit geöffneten Mäulern und geöffneten Nüstern einschlüpfend. Eine große, rötliche Kaze saß schnurrend auf dem Fensterbrett, und auch sie lauerte gleich den übrigen mit gleich hungrigem Verlangen auf den Augenblick, wo die Polenta fertiggerührt, der Kessel umgestürzt und die dampfende, goldige Scheibe sich ihm entwinden würde.

Der Vater allein saß in ruhigem Harren, mit der Würde und dem Selbstgefühl des Patriarchen, an dem Tisch, das Messer in der Hand, um die Polenta, sobald sie vor ihm niedergelegt würde, augenblicklich zu zerteilen.

Für diese redlich arbeitende und deshalb mit vorzüglichem Appetit begabte Familie sollte der wichtige, der bedeutende, mit Ungebuld ersehnte Moment eintreten, wo das Mal bereitet war und sie sich daran sättigen konnten. (Fortsetzung folgt.)

Universitätsleben und Universitätsfreunde.

Eine Erinnerung von J. D. S. Temme.

(1. Fortsetzung.)

Beinahe, vielleicht vollständig die Hälfte der damals in Göttingen Studirenden hatte die französischen Feldzüge mitgemacht; von meinen westphälischen Landsleuten weit mehr als die Hälfte. Alle, one Ausnahme alle, waren als Freiwillige eingetreten, bei den Jägern, bei der Artillerie, die weniger Bemittelten bei der Landwehr. Alle waren mit dem Ehrenzeichen für die bewiesene Vaterlandsliebe, für Mut und für bewährte treue Dienste, die große Mehrzahl zudem mit besonderen Orden, für besondere Beweise des Mutes, der Treue, der militärischen Ehrenhaftigkeit geschmückt. Viele waren auch vor dem Feldzuge zu Offizieren befördert worden.

In Göttingen waren sie jetzt alle Studenten, nur Studenten Aber konnten diese Männer, diese Jünglinge, die so oft und so glänzend den Mannesmut bewährt hatten, konnten sie den Torheiten des studentischen Lebens verfallen, namentlich dem Pennalismus?

Heute werden nur wenige meiner Leser wissen, was Pennalismus ist, vielmehr was er war; bis zum Jahre 1815 bestand er auf allen deutschen Universitäten. In Göttingen hatte er nicht seine geringsten Blüten getrieben.

Der Pennalismus stellte den jüngeren Studenten in ein fast abhängiges Verhältnis zu dem älteren. Der „Fuchs“ war der Diener des „Burischen“; er hatte diesem gradezu Sakaiendienste

zu leisten. „Fuchs, stopfe mir meine Pfeife! Bünde sie mir an! Hole mir meine Stiefeln! Bring' mir meine Pantoffeln! Ziehe mir die Stiefeln aus! Fuchs, bestelle mir ein Glas Bier! Fuchs, tue dies, tue das!“ Für alles, was dem Burtschen beliebte oder einfiel, war der Fuchs da. Daß er sich weigerte, war undenkbar. War er nicht auf den Wink bei der Hand, oder war er ungeschickt, so erhielt er etwas angehängt: „Fuchs, du bist ein abscheuliches Tier, ein Rindvieh, ein Esel!“ —

So hatte jeder Burtsch seinen „Leibfuchs“, und der Leibfuchs gehörte zugleich allen Freunden des Burtschen. Der Leibfuchs konnte nicht beleidigt werden, durfte nie sich beleidigt fühlen. Selbst einen „dummen Jungen“ mußte er hinnehmen. „Kameel“, „Rindvieh“ waren Zugaben, die ihm in jeder Minute zuteil wurden. Der Fuchs mußte alles über sich ergehen lassen, durfte keine üble Laune zeigen, an eine Widerrede nicht denken.

Es war eine Behandlung der Roheit, der schlechtesten Sitten. Aber dieser „Pannalismus“ bestand einmal so auf allen deutschen Universitäten, selbst in Göttingen, dessen „seiner Ton“ bekant, vielmehr verufen war.

Daß er nach dem Jahre 1815 verschwinden mußte, war selbstverständlich. Die jungen Männer, die in den Freiheitskriegen gekämpft, sich Orden, Ehrenzeichen, Offiziersstellungen erworben hatten, waren ebensowenig in stande, als Fische eine solche Behandlung über sich ergehen, wie als alte Burtschen sie einem Fische zuteil werden zu lassen.

Ich fand im Jahre 1816 keinen Pannalismus mehr in Göttingen.

Um so freier, ich möchte hinzufügen zugleich um so liebenswürdiger und selbst vornehmer gestaltete und bewegte sich das Studentenleben.

Den jungen Männern, die in jenen großen Kriegen für das Vaterland gekämpft hatten, mußte notwendig jedes Knabenhafte fernliegen; der Ernst des Lebens, der ihrer sich einmal bemächtigt hatte, konnte nicht wieder von ihnen weichen. Sie hatten in jenen Feldzügen andererseits so oft ihren Mut, ihre Todesverachtung an den Tag gelegt, daß jeder Gedanke, neue Beweise ihres Mutes zu liefern, ihnen fernliegen mußte. Wie hätten sie Händel suchen können? Wer aber auch hätte mit den ersten Männern des erprobten Mutes frivol Händel suchen mögen? Mußte nicht überhaupt das studentische „Pantoffeln“ mit seinen leider nicht seltenen „Strohrenommagen“, wie andererseits mit seinen mannichfachen Affekuranzmitteln, mit den Binden, die an jeder gefährlich exponirten Stelle des Körpers vorsichtig vor- und aufgebunden wurden, mit dem wachsamem Einspringen der Sekundanten, selbst mit eifrigem Auffangen nur irgend gefährlicher Hiebe durch die Sekundanten, mit

mancherlei ähnlichen und anderen Schutzmitteln, dem ersten und mutigen Manne klein und kleinlich, knabenhaft vorkommen?



Mit dem Pennalismus hatte zugleich eine andere, sehr unliebenswürdige Schattenseite des deutschen Studentenlebens wenn auch nicht völlig weichen, doch viel von ihren Schattenseiten verlieren müssen: die an Arroganz grenzende Ueberhebung der Mitglieder der studentischen Verbindungen gegenüber denjenigen Studenten, die keiner Verbindung angehörten, in der Studentensprache der „Korpsburschen“ über die „Wilden“. Der „Wilde“ galt dem „Korpsburschen“ von vornherein nur als ein „Kameel“, als ein halber Student, mit welchem der Korpsbursch, also der eigentliche, der rechte und echte Bursch, keinen Umgang pflegen dürfe. In mancher Verbindungen war der Umgang mit den Wilden geradezu als „unhonorig“, wie der Ausdruck lautete, unterjagt. Ein fortdauernder, vertrauter Umgang mit einem Wilden brachte den Korpsburschen vor die Alternative, den Umgang aufzugeben oder aus der Verbindung zu treten. Auch ein solcher Uebermut und Terrorismus konnte nach den Freiheitskriegen sich nicht weiter geltend machen.

Den braven Kameraden, der in der Schlacht mir das Leben rettete, sollte ich hier verleugnen? Den Mann, der, als ich verwundet, krank und elend im Lazaret lag, mich pflegte und aufrichtete, wie ein Bruder, ihm sollte ich mit dem schönsten Undank lohnen? Dem armen Freunde, dem ich das Leben zu retten das Glück hatte, sollte ich das größte Glück seines Lebens rauben, seinem Ketter sich dankbar beweisen zu dürfen? Wenn das Forderungen eurer Bundesbruderschaft sind, so kann ich mit euch keine Gemeinschaft ferner pflegen!

Man sah in Göttingen Korpsburschen und Wilde wie treue Freunde und Brüder eng verbunden und herzlich und innig zusammen. Auch auf anderen Universitäten war es so geworden, am meisten, wie ich einige Jahre später selbst mich überzeugte, in dem schönen, liberalen Heidelberg, am wenigsten auf den kleineren Universitäten, namentlich in Jena, das überhaupt auf den Ruhm nicht verzichten konnte, der Hort des unliebenswürdigsten, steifsten studentischen Pöpslums zu bleiben.

Das Universitätsleben erhielt durch die engere Verbindung der Korpsburschen und Wilden einen außerordentlichen Gewinn. Die besseren und die feineren Elemente der Studentenschaft mußten durch ihre Vereinigung naturnotwendig nach beiden Seiten einen voltätigen Einfluß ausüben. Die Korps mußten auf ihre Exklusivität und ihren Uebermut verzichten. Der Wilde stand dem Korpsburschen gleich, durfte zeigen, daß er, sozusagen, doch auch ein Mensch sei. Eine hohe und starke Mauer war gefallen, die bisher grade die tüchtigeren Elemente der Studentenschaft von einander geschieden hatte.

Nur eins war dabei verloren gegangen; aber es war nicht zu beklagen — damals noch nicht. Der Pennalismus, der in dem Studentenleben überhaupt, wie wir



vorhin sahen, hatte untergehen müssen, war in den Korps in krasser Weise wieder zum Vorschein gekommen. Er konnte auf die Dauer auch hier sich nicht mehr halten. Die Fische und jungen Burschen entzogen sich, so oft und soviel sie vermochten, dem drückenden Regime der älteren Korpsburschen; die „Korpskneipen“ wurden leer; die alten Herren sahen sich vereinsamt. Sie wollten wol anfangs die alte Herrschaft mit doppelter Strenge zur Hand nehmen. Sie verdarben noch mehr.

In den Korps herrschte Anarchie.

Das studentische Leben war freier geworden.

So war es in Göttingen; so oder ähnlich war es wol auf den meisten deutschen Universitäten, als ich zu Michaelis 1817 das Universitätsleben überhaupt verlassen, in das „Philisterium“ zurückkehren mußte, um in der Heimat mein Examen zu machen, preußischer Auskulturator zu werden, in dem preußischen Justizdienste meine weitere Karriere zu verfolgen.

Während ich in Göttingen studierte, war meine Heimat, die Stadt Wiedenbrück, mit dem Amte Reckenberg, bisher zu dem Hochstifte Osnabrück und dem Königreich Hannover gehörig, aber überall von preußischem Gebiete enklavirt, auf Grund der Verhandlungen und Verträge des Wiener Kongresses an Preußen abgetreten worden.

Nicht volle fünf Jare später wurde ich zum zweitenmale Student.

Bevor ich davon erzähle, habe ich doch über meine Erfolge jener ersten Studienzeit kurz einiges zu berichten.

Mein Vater war ein sehr ernster und in allem, was Pflichterfüllung betraf, ein sehr strenger Mann. Als ich von Göttingen nachhaus zurückgekehrt war, also mein akademisches Triennium vollendet hatte, erklärte er mir sofort am zweiten Tage nach meiner Rückkehr: „In vier Wochen wirst du dein Examen machen, bereite dich darauf vor!“

Ich durfte keine Einwendungen haben, hatte keine. Ich nam meine Hefte, nebst ihnen meinen Makelb) (Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts) und meinen Thibaut (System des Pandektenrechts) zur Hand und studierte tüchtig darauflos. Drei Wochen lang sagte mein Vater nichts. Als das Ende der dritten Woche herannahte, bemerkte er mir einfach:

„Wenn die vier Wochen nicht unnütz verstreichen sollen, so mußt du dich noch heute zum Examen melden. Der Termin würde dir auf heute über acht Tage anberaumt werden!“

Ich meldete mich noch an demselben Tage bei dem Präsidium des Oberlandesgerichts in Paderborn zum Examen. Zwei Tage darauf erhielt ich Antwort, die Vorladung zu dem Examen. Der Termin war genau der Tag, den mein Vater mir vorher gesagt hatte.

Ich begab mich zu ihm nach Paderborn, wurde von zwei alten (Geheimen) Räten, die vor vierzig oder fünfzig Jaren studirt und ihre Institutionen und Pandekten gehört, seitdem aber um die Fortbildung der Wissenschaft des römischen Rechts sich nicht gekümmert hatten, zwei Stunden lang über römisches Recht examiniert, hatte mir den Beifall der beiden alten Herren erworben, hatte also, nach der böshaften Bemerkung eines braven westphälischen Universitätsfreundes, glücklich die beiden Stunden überstanden, für welche allein der preußische Jurist doch eigentlich drei Jare auf der Universität zubringen müsse, und wurde durch Patent des Justizministers in Berlin vom 17. Oktober 1817 zum königlich preußischen Oberlandesgerichts-Auskulturator ernannt.

Mein Vater war befriedigt; ich war es gleichfalls.

Von meiner Ausbildung und Laufbahn im preußischen Justizdienste darf ich hier, wo ich nur aus meinem Universitätsleben erzähle, nicht berichten.

Ich erzähle bisher von meinem ersten Universitätsleben; ich gehe zu meiner zweiten Studentenperiode über. Vorher sollte ich vielleicht noch, um der Vollständigkeit willen, von meinen Universitätsfreunden jener ersten Periode sprechen. Allein die alten, lieben Freunde möchte ich gern zu einem Gesamtbilde mir in das Gedächtnis zurückrufen und in einem solchen meinen geneigten Lesern sie vorführen.

Zu Michaelis 1817 war ich von der Universität abgegangen. Ostern 1822 bezog ich die Universität wieder.

Ich stand in dem letztgenannten Jare als Assessor bei dem Land- und Stadtgericht zu Limburg an der Linne. Dieses Gericht führte den Namen eines „Fürstlich Bentheim'schen standesherrlichen Gerichts“. Es hatte damit folgende Bewandnis.

Die Reichsgrafen zu Bentheim waren ein altes westphälisches Dynastengeschlecht; waren zur Zeit des deutschen Reichs reichs-

unmittelbare und souverän regierende Herren, ganz mit denselben Rechten und in derselben Stellung wie die Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen, Hannover und so weiter. Sie waren auch, wie diese, Mitglieder des deutschen Reichstages; nur fürten sie auf diesem ihre Stimmen nur auf der sogenannten westphälischen Grafenbank.

Es war eine ebensowenig edle, wie wenig neue und umsichtige Politik, welche in den Jaren 1803 und 1806 die mächtigeren deutschen Fürsten bewog, mit Frankreich sich zu verbinden, um das deutsche Reich zu zertrümmern, die schönsten deutschen Länder an die Franzosen abzutreten, um dann unter dem Schutze der Franzosen den kleineren und schwächeren deutschen Fürsten Regiment und Eigentum zu rauben, sie zu mediatifiziren, wie der Name für diesen Raub erfunden wurde.

Ein Raub, ein schmachvoller Raub war es.

Die siegreiche Gewalt findet überall ihre kriechenden Anbeter, sogar ihre närrischen Schwärmer. Auch damals wurde genug über Viel- und Kleinstaaterie geredet, gesunkert und gefaselt. Die Kleinstaaterie sei stets das Unglück Deutschlands gewesen; es müsse endlich ein einziges, ein großes Deutschland werden, das nicht mehr, wie bisher, in seiner Zerrissenheit von den andern Nationen verspottet und verachtet werde, sondern der Welt die Gesetze vorschreibe. Ganz so rief man damals, wie man auch in neuerer Zeit fast überall den chauvinistischen Ruf wieder hören mußte.

Die schlimmsten Epidemien sind die politischen.

Und es geschah auch damals genau dasselbe, was wir in neuester Zeit wieder erfahren mußten.

Um das große, mächtige, einig Deutschland zu schaffen, wurde zu allererst Deutschland in Stücke zerrissen. Die besten Stücke, die schönsten und reichsten Länder, die bravsten Stämme wurden an Frankreich abgetreten, an Napoleon Bonaparte verschachert, unter dessen Regide die ersten deutschen Mediatifizirungen, die Säkularisationen, stattgefunden hatten, ohne dessen Erlaubnis die ferneren, die der kleineren deutschen Fürsten und Grafen nicht erfolgen konnten.

Zimmer sprach man dabei von Deutschlands Einheit und Macht, welche letztere nur durch die Einheit gewonnen und erhalten werden könne. Von der Freiheit des deutschen Volkes aber?

Nur ein freies Volk kann ein einiges und ein mächtiges Volk sein.

Die deutsche Einigkeit hatte aus ältester Zeit stets etwas ganz besonderes, eigenartiges.

Die einzelnen deutschen Stämme und Völkerschaften lebten und wonten auf dem deutschen Boden zusammen als gute Nachbarn, als werthe Genossen eines und desselben germanischen Hauptstammes, als gute und liebe Freunde mithin, vor allem als freie Männer. Jeder einzelne Stamm hatte dabei sein besonderes staatliches Leben, seine Verfassung, wie wir jetzt sagen würden. Das Wesen aller dieser einzelnen Verfassungen war die Freiheit des Volkes. Die Form, die Organisation, war dabei eine vielfach verschiedene, wie geographische Lage, Klima, Bodenbeschaffenheit und andre Verhältnisse und Lebensbedingungen sie hervorgerufen hatten. Sie war jedenfalls insofern unwesentlich, als die Freiheit des Volkes dadurch nicht beeinträchtigt werden konnte. So zusammen bildeten die einzelnen deutschen Völkerschaften das große deutsche Volk: die freie Verbindung, die Konföderation der einzelnen deutschen Volksstämme zu einem großen, deutschen, freien Volke.

Diese freie Föderation verwanter, freier Stämme zu einem freien Volke ist die Eigentümlichkeit der deutschen Nation, war von jeher die Grundlage und die Bürgschaft ihrer Freiheit, ihrer Größe, muß dies bleiben.

Wir finden sie im kleinen wieder in der kleinen Schweiz. Im kleinen der äußeren Erscheinung nach. Wie großartig in dem Bewußtsein des Volkes und in seinem staatlichen Leben!

Die Schweiz ist in ihrer politischen Verfassung ein Bundesstaat (im Gegensatz zu einem Staatenbunde). Sie ist ein republikanischer Bundesstaat; eine Republik, die Eidgenossenschaft, zu welcher fünfundzwanzig Republiken, die einzelnen Kantone (mit Einschluß einiger Halbkantone) als zu einem einzigen Staatswesen sich verbunden haben, und zwar in der Weise sich verbunden haben, daß jeder einzelne Kanton nur einzelne bestimmte Teile seiner Souveränität an das Ganze, die Eidgenossenschaft, abgetreten, in Beziehung aller übrigen, nicht ausdrücklich abgetretenen staatlichen Rechte seine Souveränität ausschließlich sich reservirt hat.

Das ist die uralte germanische Föderation, die ganz und gar dem deutschen Geiste, dem deutschen Bewußtsein von Recht und von Freiheit entspricht. Wie sehr dies der Fall ist, darüber seien mir, bevor ich auf mein Thema zurückkomme, noch ein par Bemerkungen gestattet.

Die schweizerische Eidgenossenschaft vereinigt in ihrem Verbände drei Nationalitäten, Deutsche, Franzosen, Italiener. Die überwiegende Mehrzahl der Kantone und der Einwohner sind deutsch; der Rest bestet größeren Theils aus französischen, geringeren Theils

aus italienischen Elementen. Drei Nationalitäten in einem und demselben Staatsverbände sind drei Rivalitäten; in einer Republik wächst die Rivalität nur gar zu leicht zur Eifersucht, zu Haß und Feindschaft und Haber empor. In der Schweiz leben alle drei Nationalitäten in brüderlicher Eintracht beisammen. Das schweizerische Volk hat das Höchste erreicht, zu dem ein Volk sich erheben kann: es hat sein nationales Bewußtsein seinem staatlichen Bewußtsein untergeordnet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Selbstmord und seine Ursachen.

Von S. S.

I.

Der Pathologe — der Arzt, der im Auffuchen und in der Feststellung der Krankheiten den Hauptzweck seines Studiums findet — unterscheidet zwischen Grundübeln und, dieselben fast immer begleitenden und von ihnen abhängigen, Nebenkrankheiten, — und dem praktischen Arzte ergibt sich aus dieser Unterscheidung die kostbare Lehre, daß er, um dem leidenden Menschen die Gesundheit wieder zu schenken, die Art seiner wissenschaftlichen Behandlung dort anlegen muß, wo der eigentliche Sitz der Krankheit, das Grundübel, sich befindet.

Nicht allein der Mensch, sondern auch die Menschheit wird von Krankheiten heimgesucht, und auch hier muß man von Grundübeln und Nebenkrankheiten sprechen, und wehe einem Volke, an dem ungeschickte Aerzte die Nebenleiden kuriren wollen, ohne das Grundübel zu behandeln. Es ist allerdings leichter und für die Gemütsruhe des Patienten besser, von den Nebenleiden als von dem Grundübel zu sprechen, von Unverdaulichkeit als von Magenkrebs, von Nachschweiß als von Abzehrung, aber dem Patienten ersprieht daraus kein Heil und dem Uebel wird dadurch kein Halt geboten.

Ein Blick auf die Menschheit unserer Tage, auf die moderne, civilisirte Gesellschaft zeigt uns viele und schwere Leiden, krankhafte Erscheinungen, die auf eine untergrabene Gesundheit, einen zerstörten Organismus hindeuten, und in dem großen Schuld- und Leidensbuche der Menschheit, wie unserer Zeit, gibt es kein schwärzeres Blatt als das des Selbstmordes. Der Selbstmord ist zu einer Massenercheinung unserer Tage geworden, wir dürfen in ihm nicht mehr den freien Entschluß eines einzelnen Individuums, das eigene Ich für immer zu zerstören und den trägen Stoff der Natur wieder zu geben, erblicken, wir müssen vielmehr in ihm eine geistige Epidemie, das traurigste Produkt des gesellschaftlichen Allgemeinbefindens erkennen, das Symptom eines tiefen Leidens, den stichhaltigsten Beweis reformbedürftiger Verhältnisse! — Wenn wir z. B. lesen, daß in Deutschland allein jährlich neuntausend Menschen, in Frankreich siebentausend und in Oesterreich (ohne Ungarn) zweitausendsechshundert freiwillig aus dem Leben scheiden, wenn ferner berechnet worden ist, daß im Durchschnitt in ganz Europa jedes Jar fünfzigtausend Personen sich selbst den Tod geben oder doch wenigstens zu geben suchen, — und wenn der freundliche Leser sich nun im Kopfe ausrechnet, wie viele Selbstmörder es demnach in zwanzig Jaren in ganz Europa gibt, dann mag wol die Frage erlaubt und natürlich sein: wie krank muß die Menschheit sein, wie ungenügend aller Fortschritt und alle Kultur, ja wie barbarisch unsere raffinirteste Civilisation, wenn trotz alledem in Europa allein in zwanzig Jaren eine million Selbstmörder das Leben für eine Dual und das Nichtsein für eine Wolltat ansiet!

Eine million Selbstmörder — gab es je eine düsterrere, furchtbarere Zal? — Wessen Geist wäre stark genug, die Dual, das Leid und Weh zu fassen, die sie in sich begreift. Wer wagte es noch, mit Stolz auf eine Zeit zu blicken, die solche Erscheinungen gebiert!

Zwar ist es allerdings richtig, daß der Selbstmord nicht von gestern her ist und daß unsere Zeit, die so viel erfunden, nicht auch ihn entdeckt hat; und der Selbstmord schleicht in der That als dunkler Gast durch die Geschichte fast aller Nationen, mit Ausnahme der Völker im Naturzustande. — Aber einteils ist der Selbstmord in diesen Fällen entweder eine Einzelercheinung, die Tat eines Wahnsinnigen, die durch ihre Seltenheit es dahinbringt, in den Jahrbüchern jener Zeit angemerkt zu werden, oder aber die Folge einer epidemisch auftretenden Gehirnkrankheit, wie sie

im Mittelalter häufig ausbrach und nach kurzer Dauer schnell verschwand.

Im 14. Jahrhundert trat z. B. am unteren Rhein eine krampfartige Tanzucht epidemisch auf. Diejenigen, welche von der Krankheit ergriffen wurden, zeigten eine auffallende Vorliebe für das Wasser und stürzten sich häufig hinein. Nicht viel später zeigte sich in Italien der sogenannte Tarantismus, von dem uns Heder erzählt, daß die Kranken durch Musik zu einem wilden Tanze gebracht, auf der höchsten Stufe der Aufregung sich scharenweise in die Fluten des Meeres stürzten, welche Todesart durch die Dichter und Sänger jener Zeit in Lied und Note verherlicht wurde.

Anderenteils aber tritt der Selbstmord in Massen als ein sicheres Zeichen und Symptom der Auflösung einer Gesellschaft, des Absterbens einer Kultur und der Fäulnis einer Zeit auf und als solcher wiederholt er sich fast mit geschichtlicher Notwendigkeit im Augenblicke des Niederganges eines Volkes oder einer Kultur. — Wie im Herbst die treibende Kraft der Natur innehält, ihre Werkstätten zu feiern und Wald und Flur nur ein Bestreben zu haben scheinen, sich ihres Schmuckes zu berauben und ihres Daseins zu entäußern, so fühlen auch die Menschen einer überreifen Zeit kein anderes Verlangen, als das nach Ruhe, keine andere Kraft als die, sich durch Dolch, Strick oder Messer aus dem erbärmlichen Stande der Dinge glücklich in das Nichts hinüber zu retten.

Das alte Aegypten, das sonst so krampfhaft an dem Leben hing, siet den Selbstmord an den Ufern des „heiligen Nils“ herrschen von demselben Augenblicke an, in dem eine neuere Kultur mit der alten der Pharaonen in Berührung tritt und die altägyptische Gesellschaft sich zerbröckelt. Im alten Griechenland, das doch so lebensfrohe Tage sah, wird nach den Perserkriegen und in den Tagen des Verfalls der Selbstmord als das einzige Mittel, dem irdischen Jammer zu entinnen, gepriesen und anempfohlen und eine Reihe der ausgezeichnetsten Männer setzt ihrem Leben ein freiwilliges Ende. — Und dieselbe Erscheinung liefert uns Rom im Augenblicke seines Niederganges. Die Herren einer Welt, die Sagner ungeheurer Schätze werden lebensmüde und ihr größter Naturforscher Plinius schreibt einen Hymnus auf den Selbstmörder.

Der Philosoph Seneka siet sich genötigt, gegen die „Leidenschaft für den Selbstmord“ aufzutreten, und was tut er selbst? — er öffnet sich die Pulsadern, um zu verbluten. Die Verblutung aber get nicht rasch genug von statten; er läßt sich daher Gift reichen. Aber die Chemie stand damals noch nicht auf sehr hoher Entwicklungsstufe, das Gift wirkte nur langsam und der Strafprediger gegen den Selbstmord siet sich darum genötigt, durch heiße Dämpfe dem widerspenstigen Leben das letzte Flämmchen auszublafen.

Es ist selbstverständlich, daß man auch damals sich um das Warum der Selbstmordseuche stritt und — anstatt es im Niedergange der Gesellschaft, die auf dem Grundsätze des Rechtes der Stärkeren gegenüber den Schwächeren aufgebaut, wie jede andere solche Gesellschaft, mit dem Erstarken der Schwächeren sich auflösen mußte, zu finden, suchte man es, wie heutzutage im Verfall der Religion. Das Grundübel war eben nicht sehr bequem. Nun ist der Verfall einer Religion, wie wir später sehen werden, allerdings ein Begleiter der Selbstmordmanie, keineswegs jedoch deren Ursache. In Rom jedoch wollte man dies nicht einsehen und Kaiser Marc Aurel hatte daher nichts eiligeres zu tun, als im weiten römischen Reiche Gottesfurcht anzuordnen, Frömmigkeit zu dekretiren und die zerfallenden Altäre aufzurichten

zu lassen. Rom sollte wieder fromm und dadurch gerettet werden. Die Weltgeschichte aber, die ihren Weg mit Notwendigkeit nimmt und mit sich nicht handeln und mäkeln läßt, gab auf dies Kaiserwort eine Antwort, wie sie kürzer und bündiger sich nicht denken läßt: Rom sank von Stufe zu Stufe und Marc Aurel, der fromme Kaiser starb — als echtes Kind seiner Zeit — als Selbstmörder; wenigstens spricht dafür die größte geschichtliche Wahrscheinlichkeit. — Nebenbei bemerkt ist der Selbstmord bei Fürsten nicht so selten, als man vielleicht denken möchte; unter 2542 Fürsten, die 64 verschiedenen Ländern angehörten, kam auf je 127 Fürsten ein Selbstmörder. —

Es ist hier nicht möglich, von dem Zeitpunkte des Verfalls der römischen Herrschaft an das Wachsen, Sinken und Wiederwachsen der Selbstmordseuche zu verfolgen, um endlich an dem Punkte stille zu stehen, wo ein Schopenhauer des Lebens Wertlosigkeit verkündete und jedes Jar ein halbes hunderttausend Menschen dieser blutigen Theorie eine praktische Bedeutung verleiht. Zwei Bemerkungen jedoch wird der Leser von selbst aus dem vorhergehenden geschöpft haben, die eine, daß der Selbstmord eine Krankheit der Civilisation sei, und die andere, daß daher die eigentlichen Gründe dieser schrecklichen Seuche gesellschaftlicher Art sein müssen. —

Es ist daher ganz ungenügend, auf tellurische und kosmische, klimatische und geographische Ursachen hinzuweisen und einzig und allein den Arzt und Naturforscher dort zu hören, wo in erster Linie der Kulturhistoriker und der Nationalökonom Sitz und Stimme verlangen können. Gewiß ist es hingegen, daß solche natürliche Einflüsse auf die Selbstmordneigung bestimmend einzuwirken, ja dort, wo der Selbstmord die Handlung eines Gehirnkranke ist, direkt zu veranlassen fähig sind. So hat man die Bemerkung gemacht, daß die meisten Selbstmorde im Frühsommer (Mai, Juni, Juli) vorkommen und am seltensten in den Monaten November, Dezember und Januar verübt werden. Es ist hier der rasche Wechsel der Temperatur, die ungewonte Hitze, welche

das Nervensystem nicht nur an-, sondern auch aufregt und so den Menschen der Herrschaft des Verstandes entzieht und der der Nerven unterwirft. Ein Beweis dafür ist, daß in diese Frühsommerzeit nicht nur die conceptionreichsten Monate fallen — die Sittlichkeit also mächtiger als sonst ist — sondern auch die meisten Ausschweifungen und Verbrechen gegen die Sittlichkeit begangen werden.

So wurden ferner unter dem Einflusse der afrikanischen Hitze die Franzosen unter Napoleon I. in Aegypten von einer förmlichen Selbstmordseuche befallen, und im Jare 1803 gab es in Wien in Folge einer ungewöhnlich großen Hitze auch ungewöhnlich zahlreiche Selbstmorde; die Leute sagten damals, sie fühlten eine Neigung zum Selbstmord, wie in gewöhnlichen Zeiten eine solche zum — Niesen. In tropischen Gegenden spricht man sogar von einer Krankheit, welche in der Begierde bestet, sich in das Meer zu stürzen. — Auch manchen Winden schreibt man einen Einfluß auf die menschliche Selbstmordlust zu, und selbst die Sonne muß es sich gefallen lassen, als Ursache des Selbstmordes zu gelten. Es wird nämlich von den Walfischjägern des Nordens erzählt, daß, wenn die Sonne auf lange, lange Zeit geschwunden ist, sich dieser Männer eine große Traurigkeit bemächtigt und dieselben sich dann sehr häufig durch Selbstmord von solchem Seelenzustande befreien. —

Dies sind gewiß alles ganz natürliche Einflüsse, wenn aber dieselben für sich allein schon in Stande wären, den Selbstmord zu einer bleibenden Volkskrankheit zu machen, warum sind dann wol die Naturvölker, die doch allen diesen Einflüssen in höherem Grade als wir Kulturnationen ausgesetzt sind, von dieser Seuche befreit? Darum, weil klimatische und andere Verhältnisse die Selbstmordneigung eines Volkes zwar unterstützen können, dieselbe aber nicht erzeugen, weil der ware Grund unserer Selbstmordmanie nicht im Thermo- und Barometer, auch nicht in Wolken und Sonne sondern in den gesellschaftlichen Verhältnissen und Zuständen liegt (Schluß folgt.)

Die Entstehung der Familie und der Gesellschaft.

Von G. Lübeck.

Wie wird sie schon von den Alten gerühmt, die Familie, als eine der Hauptquellen des menschlichen Glücks. Altäre baute man ihrem Gedeihen und Götter schuf man zu ihrem Schutze. Wie priesen die Geschichtsschreiber sie, und wie wird sie von ihnen gerühmt als bahnbrechende, die Menschheitsideale fördernde Kulturträgerin! Und vollends gar unsere neuen und neuesten Staatsweisen der alten Schule — wie sind sie des Lobes voll, wenn sie der Familie gedenken, alle Kultur, alles gesellschaftliche Leben führen sie auf sie zurück. Sie ist ihnen von allem Anfang an dagewesen, aus ihr ging alle Moral, alles Rechtsleben hervor und mit ihrer Auflösung, ihrem Verfall zerfällt und schwindet die Gesellschaft.

In der That, die Familie bildet eines der gewichtigsten Momente unserer Kulturentwicklung, wenn auch nicht das einzige oder hauptsächlichste; gar vielerlei andere Faktoren wirken dabei mit, und zallose Bräuche sind es, die schließlich den mächtigen Kulturstrom bilden. Immerhin fällt der Familie an unserer Kulturentwicklung ein großer Anteil zu, und es verlohnt sich wol der Mühe, sie näher kennen zu lernen, ihrem Ursprunge und ihrer Einwirkung auf das gesellschaftliche Leben nachzuspüren.

Der Weg zu diesem Ziele ist allerdings etwas mühsam, doch lohnend wie jedes historische Forschen. Wie die Geschichte auf allen Gebieten des menschlichen Lebens die schätzbarste Lehrmeisterin ist, so ist sie es auch hier. Erst wenn wir uns klar werden über den Ursprung und die Entwicklung der Familie sowie über die Bedingungen ihrer Existenz, lernen wir ihre Bedeutung würdigen und die Mittel und Wege kennen, ihre Kraft als Kulturträgerin zu steigern und ihren Nutzen im Dienste der Menschheit zu vermehren.

Bei dem Dunkel der ersten Jahrhunderte oder Jahrtausende des menschlichen Daseins auf Erden bedürfen wir auf unserem Wege mehr als nur der geschichtlichen Führung. Da müssen wir noch andere Wissenschaften zu Hülfe rufen, um an der Hand der Logik zu Schlüssen und zu Beweisen zu gelangen, zu deren Begründung uns das historische Material fehlt.

Wonach wir zunächst zu forschen haben, das sind die haupt-

sächlichsten Lebensbedingungen der Familie. Haben wir sie festgestellt, dann ist es leicht, im Entwicklungsprozeß der Menschheit den Augenblick festzustellen, in dem diese Lebensbedingungen gegeben waren, die Familie also sich bilden konnte.

Zu diesen gehört das Leben in einem geschlossenen geselligen Verbände und die Möglichkeit eines ruhigen, seßhaften, gegen äußere Gefahren geschützten Daseins.

Zwei Triebe sind es, womit die Natur den Menschen und die ihm verwandten Mitbewohner des Erdballs ausgestattet hat, mit dem Geschlechts- und dem Geselligkeitstrieb. Nicht allen ist der letztere verliehen, wol aber der großen Mehrzahl dieser Wesen. Er ist das kostbarste Geschenk, welches die Natur ihren Kindern verleihen konnte. Die Kraft des einzelnen wird durch ihn vervielfacht, der Vernunftentwicklung eine gesicherte Stätte und die Möglichkeit eines ruhigen, geschützten Lebens gegeben, das die Familienbildung ermöglicht.

Verweilen wir der größeren Klarheit wegen einen Augenblick bei diesem Punkte.

Wo die Gesellung sich bildet, da ist, wie die Beobachtung der verschiedenen Tiergesellschaften uns lehrt, eine Stätte des Austausches der Erfahrungen gewonnen und der Vernunft die Möglichkeit ruhiger Entwicklung gegeben. Abwehr und Angriff, wo die Kraft dazu vorhanden ist, werden organisiert, Nahrungsplätze ermittelt, Wohnstätten errichtet u. s. w. Es ist nirgends, wo Gesellung in der Tierwelt herrscht, gedankenloses „instinktives“ Handeln, sondern überall ein wolüberlegtes zu finden, das im Lebenskreise der Gattung seine Begrenzung erhält, sich mehr oder weniger in der Gewinnung der besten Existenzmittel erschöpft, wol auch darüber hinausragt und fortwachsend auf spätere Generationen sich vererbt. Allerdings wird den Tieren der Geschichtssinn abgesprochen, und wenn man dies zugäbe, wäre die Vernunftentwicklung als allgemeine Folge der Gesellung nicht aufrecht zu erhalten. Und doch haben wir es zweifellos mit einer solchen zu tun. Wir sehen z. B. bei durchaus verwandten Ameisenvölkern ganz verschiedene Gebräuche in der Behandlung der Gefangenen. Hier werden sie getötet, dort als Arbeiter verwertet, genau so,

wie in der Geschichte der Menschheit, wo ursprünglich die Gefangenen auch getötet, später aber zu Sklaven gemacht werden. Wie wir in der Menschheitsgeschichte mit Bezug auf die Erscheinungen von Roheit und Kulturentwicklung sprechen, so hindert uns nichts, auf rohe und civilisirte Ameisen zu schließen, und wiederum nach dem Beispiele der Menschen zu folgern, daß die jetzt civilisirten Ameisenvölker früher auch rohe und barbarische gewesen, die an der Hand einer gewissen Vernunftentwicklung, und nicht blos in Bezug auf die Behandlung der Kriegsgefangenen, sondern in Bezug auf ihre Gesamtorganisation zur heutigen Höhe ihres gesellschaftlichen Lebens gelangt sind. Zweifellos haben klimatische und lokale Verhältnisse ebenso bestimmend auf die Entwicklung der geistigen Tätigkeit in der allgemeinen Tierwelt, wie im speziellen auf die der Menschen eingewirkt, veränderte Verhältnisse beeinflussen und gestalten die Bedürfnisse, und die Bedürfnisse wiederum verleihen der Entwicklung ihr eigenartiges Gepräge. Diese Erscheinung dürfte überall wie beim Menschen, so auch in der Tierwelt im allgemeinen nachzuweisen sein. Allerdings fehlen augenblicklich noch die Beweise dafür, doch würde ein vergleichendes, eine lange Reihe von Taren umfassendes Studium der verschiedenen Tiergesellschaften sicher die überraschendsten, unsere Auffassung vollauf bestätigenden Resultate liefern.

Wo ein Tier nur mit dem Geschlechtstrieb ausgerüstet ist und isoliert lebt, da vermag es weder zu einem über die eigne Kraft hinausreichenden höheren Schutze seiner Existenz, noch zu einer Erweiterung seines Denkfeldes zu gelangen. Es kann allerdings gewisse Erjarungen auf die Nachkommenschaft vererben, das Erbteil wird aber stets ein sehr kleines sein und über die ursprüngliche Vernunftstufe nur wenig hinwegreichen.

Und dort, wo das Band einer Gesellung zerrissen wird, wo die Angehörigen derselben versprengt und vereinzelt werden, da tritt ein materieller und geistiger Rückschritt ein. Der einzelne gerät in Hilflosigkeit, er verlornt im Elend, das dieser entspringt, oder er verwildert und nimit häufig eine seiner Natur widersprechende Entwicklung. Den geistigen Fähigkeiten, mit denen er ausgerüstet ist, wird die Gelegenheit zur harmonischen Betätigung genommen. Sie werden schwächer oder sinken gar auf das Niveau des isolierten Tiers hinab. Allerdings wird die Folge nicht immer die gleiche sein. Man wird hie und da starke Individuen die Folgen der Sprengung des geselligen Verbandes überstehen sehen. Doch droht auch ihnen der sichere Untergang, wenn es ihnen nicht gelingt, in einer andern Gesellung Aufnahme zu finden, was nicht immer leicht ist.

Wir dürfen nun folgern: die Gesellung ist die kräftigste Garantie für die Existenz des einzelnen, die notwendige Bedingung der Vernunftentwicklung, während die Isolierung den einzelnen nur auf seine eigne Kraft anweist, ihn einem stärkeren Gegner gegenüber machtlos macht und — die Vernunftentwicklung verhindert oder wenigstens in hohem Maße erschwert.

Der Mensch gehört zu den von der Natur mit dem Geselligkeitstrieb ausgestatteten Wesen. Soweit der geschichtliche Blick in die Vergangenheit zurückzureichen vermag und soweit das Leben civilisirter und wilder Völker in unsern Tagen Rückschlüsse auf die Vergangenheit der Menschheit gestattet, ist der Mensch stets gesellig aufgetreten.

Alte Geschichtsforscher berichten uns von Menschen, die herdenweise lebten, keiner aber von isolierten, und tatsächlich darf das gesellige Leben des Menschen als das seiner Natur entsprechende betrachtet werden.

Versuchen wir es, uns über die ursprüngliche Gesellung der Menschen ein Bild zu liefern, um uns nach dem Dasein der Familie umzuschauen.

Die Gesellung ist nicht one Verzicht auf die persönliche Freiheit denkbar. Der einzelne hört auf, der ausschließliche Herr seiner Kraft und seines Lebens zu sein; beides muß er zum Schutze seiner Mitgenossen der Gesamtheit zur Verfügung stellen. Allerdings erhält er dafür einen hohen Entgelt; er erwirbt für diesen Verzicht den Schutz der Gesamtheit, das ursprünglichste und natürlichste aller Rechte, das Existenzrecht, die Garantie dafür, daß jeder der Mitgenossen, die Gesamtheit, für ihn eintritt, wenn ein ihm selbst überlegener Feind sein Leben bedroht.

Doch mehr noch als das! Er erwirbt auch das Anrecht auf alle Vorteile, welche die Gesellung ihren Mitgliedern zu bieten vermag. So partizipiert er am Genuße der Schutzmittel, welche die Gesellung zu ihrer Sicherheit errichtet, so auch an den Wohnungen, die sie bezieht, und an den Vorräten, die sie sammelt. Sein Existenzrecht erweitert sich mit der Kulturentwicklung der

Gesellung; es gibt keine Kulturerrungenschaft, auf die ihm nicht das gleiche Anrecht wie seinen Genossen zustände, — vorausgesetzt natürlich, daß er zu ihrer Erreichung mitgewirkt.

Die ursprüngliche Gesellung bevorzugt das stärkere oder intelligendere Individuum und ordnet sich gern seiner Stimme, seiner Leitung und Führung unter. Gemeinschaftlich lebt man zwar von den durch die Gesamtheit gehäuften Vorräten, doch beansprucht, einem späteren drückenden Monopol den Grund legend, in der Regel die größere Kraft den größeren Anteil und erhält ihn.

Man darf also in der Gesellung von vornherein keine absolute Gleichberechtigung der Genossen voraussetzen. Sie ist erst das Resultat langer und heftiger sozialer Kämpfe.

An der Hand des Bedürfnisses erweitert sich stetig der Lebens- und Tätigkeitskreis der Gesellung, und beständig steigern sich mit dieser Erweiterung auch die Anforderungen, welche die Pflege des materiellen Wols an die Vernunft des einzelnen stellt. Mit der Steigerung des materiellen Wols wächst auch die Vernunft. Das eine bedingt das andre.

Nirgends vermögen wir in der Gesellung die Spuren der Familie zu entdecken, die doch zweifellos vorhanden sein müßten, wenn sie vor der Gesellung der Menschen dagewesen und für diese eigentlich die Basis gebildet hätte. Wir müßten in der Gesellung die Familienzelle, eine bereits einigermaßen entwickelte Vernunft, Moral und Sittlichkeit finden. Von alledem zeigt sich jedoch nicht das Geringste.

Die Ursache liegt eben darin, daß zur Familienbildung nicht nur das Vorhandensein eines geselligen Verbandes, sondern auch eine größere Seßhaftigkeit gehört.

Obwol gesellig lebend, ist der Mensch doch noch ein Jagdobjekt der Raubtiere, ewig gehezt und außer stande, sich irgendwo dauernd gegen die ihm nachspürenden Feinde zu behaupten. Er fand weder Zeit noch Gelegenheit zur Gründung einer Familie, ganz abgesehen davon, daß dazu auch noch nicht das geringste Bedürfnis vorlag.

Die ältesten Historiker berichten uns denn auch, die ursprünglichen Verhältnisse der Gesellung scharf markierend, ausdrücklich das Fehlen der Familienzellen in der Herde, indem sie Weib- und Kindergemeinschaft in derselben konstatieren. Diese existierte noch im historischen Aegypten, bei den Persern, den europäischen Völkern und heute noch auf vielen Südseeinseln, bei den Kaledoniern, in etwas verschleierter Form bei den Beduinen, bei einigen Völkern Hinterasiens u. s. w.

Eine eigentümliche, noch in unsre Zeit hineinragende Erscheinung könnte als ein weiterer Beweis für das Fehlen der Familie in der ursprünglichen Gesellung dienen. Wir meinen das sogenannte Muttererbe bei verschiedenen Indianerstämmen. Die Mutter ist die Vorsteherin und Erhalterin der Familie, und ihr Eigentum ist es, nicht das des Waters, welches die Kinder erben. Der Mann, welcher mit der Frau eine geschlechtliche Verbindung eingeht, nimit deren Namen an, nicht diese den seinigen. Diese Einrichtung stammt offenbar aus der ersten Zeit der menschlichen Gesellung, wo man das Weib nur zur Befriedigung des Geschlechtstriebes aussuchte und es dann einfach verließ, sich auch um die Kinder nicht weiter bekümmerte.

Hieran sei gleich ein andres Faktum angereicht. In Bhutan (Tibet) ziehen die Männer in das Haus der Frau, um mit ihr eine Ehegenossenschaft einzugehen. Meist ist die Frau schon alt und hat vor der Ehegenossenschaft in geschlechtlicher Beziehung durchaus zügellos gelebt. Bei den Garos kann die Frau sogar beliebig den Mann verlassen, one Kinder und Güter einzubüßen, während der Mann durch ihre Verstoßung beides einbüßt. Allerdings konten hier auch wirtschaftliche Verhältnisse, wie etwa bei der Prostitution in den civilisirten Staaten, von Einfluß sein, vielleicht auch Mangel an Weibern, doch ist die Zurückführung dieser Erscheinungen auf den ursprünglichen Gesellschaftszustand das Berechtigteste. Man kann getrost aus diesen Erscheinungen den gleichen Schluß ziehen.

Suchen wir nach Beweisen in der sogenannten civilisirten Welt, so könnten wir erwänen, daß in Rußland die Frau als Vormünderin zugelassen wird und über das Familieneigentum leztwillig verfügen darf. Auch das ist eine Erscheinung, die wol in grauer Vorzeit ihren Ursprung hat. Man darf nun, will man nicht das Unwahrscheinlichste annehmen, daß die menschliche Gesellung rückschrittlich gewirkt und die Familie aufgelöst und zerstört hat, schließen, daß die Familie weder vor noch in der Gesellung vorhanden gewesen ist. Wir werden ihren Spuren denn auch erst viel später, und zwar in der Gesellschaft, begegnen. (Schluß folgt.)

Städtebilder vom Bodensee.

Von Luise Otto.

I. Konstanz.

Sei mir gegrüßt grünlich-silbernen schimmernder See, ob deine Fläche nun spiegelglatt daliegt und nur die Dampfschiffe sie durchfurchend, weißen Schaum aufspritzend, silberne Linien nach sich ziehen und hinter sich die Wasser bis über den Uferand treiben — oder ob die Donner majestätisch darüber hinrollen und tief herabhängende Wolken dem Wellenschaum begegnen, der aus der Tiefe emporfährt, vom Sturme aufgewühlt, dunkelgrüne Wellen aufspringen wie märchenhafte Ungeheuer mit schneeweißem flatternden Haar auf düster zürnenden Häuptern — sei mir gegrüßt — wie du dich auch nennen magst, ob „Boden“ oder „schwäbisches Meer“ oder „Bodensee“ — sei mir, dreifach benannt, auch dreifach gegrüßt.

Aber nicht von deinem geheimnisvollen Leben, noch von den Naturwundern und Schönheiten deiner herrlichen Ufer gilt es mir heut zu singen und zu sagen — auch nicht den Uebergang sollst du hier bilden zu den oft gelesenen Schilderungen einer Schweizerreise. Nur von den beiden berühmten Städten, die am West- und Ostende von deinen Wogen bespült werden, die noch zum deutschen Reich gehören, aber doch die Pforte bilden zum schönen, freien Schweizerland, dem Lieblingsziel glücklicher Touristen, von den Städten Konstanz und Lindau will ich ein Bild zu geben suchen.

Am Ausgang des Oberbodensee in den Untersee liegt Konstanz, die Hauptstadt des badischen Seekreises. Jetzt ist die offizielle wie auch sonst voll allgemeine Schreibweise Konstanz, während man noch bis vor kurzem häufiger Constanz schrieb, ja in der Zeit der Deutschämerei sogar Kostniz. Doch war es ein Irrtum, diesen Namen etwa darum als deutsch zu gebrauchen, weil er zur Zeit der Reformation von den Anhängern derselben so eingeführt worden — als Demonstration wider Rom und römische Sprache, während er später wieder aufgefrischt ward als änlliche Demonstration, zugleich gegen Frankreich. Nicht deutsch, sondern böhmisch und, wie wir heute sagen, czechisch ist die Benennung Kostniz. Die Böhmen, die Hussiten waren es, die diesen Namen ausbrachten und aus Konstanz Kostniz machten. Ihnen war die Stadt, in der ihr Held und Haupt Johannes Huf als Märtyrer des Glaubens sein Leben lassen mußte (1415, Hieronymus von Prag 1516) zugleich verehrt und geheiligt — und da auch die späteren Reformatoren in Huf ihren Vorläufer erkannten, so ward die böhmische Benennung acceptirt. Nun ist es nicht allzulange her, daß man sich erst besann, daß Konstanz im Mittelalter Costenz, aber nicht Kostniz hieß — im Volke sprach und spricht man noch heute „Costaz“ — und so ist jetzt als Hoch- und Schriftdeutsch Konstanz eingeführt. Viele Historiker nemen an, daß die Stadt von dem römischen Kaiser Konstantin dem Großen schon im vierten Jahrhundert gegründet ward, und nach ihm genant, indes weiß man nichts gewisses, denn nirgend finden sich römische Ueberreste — was aber nichts beweist, da die noch im selben Jahrhundert eindringenden Alemannen doch alles zerstörten. Karl der Große nannte die Stadt „Civitas“ und gründete darin ein Bistum.

Im Mittelalter hatte die Stadt ihre höchste Blüthezeit, sie war ein bedeutender Handelsplatz, als noch der Handel aus dem Morgenlande seinen Weg über das Mittelländische Meer nam, sah Reichstage und Konzilien in ihren Mauern und entschied mehr als einmal das Schicksal deutscher Kaiser und Fürsten. Judenverfolgungen, Junftkämpfe und Glaubensstreitigkeiten tobten oft in ihr.

Daran mahnt es uns unwillkürlich, wenn wir, sei es mit dem Dampfschiff oder mit der Eisenbahn der Stadt uns nahen. Wie viel dieselbe auch durchgemacht, sie verleugnet den Charakter des Mittelalters nicht. Wissen wir, daß sie damals zur Zeit ihres berühmtesten Konzils von 1414—1418 mehr als 40 000 Einwohner zählte, so sehen wir freilich, daß die Stadt seitdem lange Zeit nur Rückgänge zu verzeichnen hatte. Als sie 1806 von Oesterreich, das sie, einen Wall der Reformation, 1551 sich unterworfen und katolisch zu machen gesucht hatte, wieder 1806 an das Großherzogtum Baden kam, zählte sie kaum 5000 Einwohner. Aber unter der badischen Regierung, wie durch eigne Kraft und den Segen der Eisenbahnen hat sie es jetzt wieder auf mehr als 12 000 gebracht, und es waltet ein frisches fröhliches Treiben durch die ganze, jedes Jar sich neu verschönende Stadt. Auch der Zug der Vergnügungsreisenden begrüßt sie jetzt gern und nimt sogar daselbst längeren Aufenthalt. Ladet dazu doch der See ein mit seinen Bädern, das Inselhöl auf seinem gotischen Bauwerk und der ganz neu und großartig aufgeführte „Konstanzerhof“, ein großes, trefflich geleitetes Etablissement in neuer Schweizer Art, zugleich Pension wie Hotel mit reizenden parkartigen Anlagen, die bis zum See sich hinziehen. Von ihnen wie von den Bienen aus blickt man auf die Alpen und die reizenden Seegestade.

Interessant ist, wie uns überall Erinnerungen aus dem Mittelalter entgegen treten und wie die Neuzeit, one sie zu zerstören, doch oft die selbstsamsten Wandlungen mit ihnen vorgenommen hat. Konstanz ist keine feste Stadt mehr, aber wenn auch die einstigen Bastionen verschwunden, so sind doch ein par Tore samt Thürmen und altem Mauerwerk noch der modernen Zerstörungswut entgangen. So, am Ende der Bodanstraße, das Schnektor. Hier stehen wir am Zwinger auf historischen Boden, das Haus links bezeichnet eine Tafel als „Ruffenherberge“, die

Hieronymus- (von Prag) Gasse führt uns zum Bräuhaus — und wo jetzt das Hauptgetränk der Deutschen des 19. Jahrhunderts in Eisellern lagert und dann in Gärten und Sälen zu jeder Tagesstunde von den Durstigen als Robetrunk gepriesen und vertilgt wird, das ist der „Pants-turm“, in welchem Hieronymus von Prag ein Jar lang gefangen saß.

An der Stelle, wo er, und ein Jar vor ihm Johannes Huf, den Feuertod starb, ist erst 1873 als Denkmal — sinnig genug — ein erraticter Block aufgerichtet worden. Früher war die Stelle für den Fremden kaum zu finden. Jetzt sagt man ihm: „an der Gasfabrik vorbei!“ — und das ist auch bezeichnend für unsere Zeit. Sie errichtet keine Scheiterhaufen mehr — sie hat im Gas ein reineres Licht und zu Zwecken des Wohlthuns und Belebens, nicht des Vernichtens, zugleich erfunden und in ihren Dienst genommen.

So ist auch das schon erwante Inselhöl auf der Dominikanerinsel des Rheins aus einem Dominikanerkloster hergerichtet worden, in welchem Huf gefangen saß. So ist ferner gegenüber die einstige Jesuitenkirche zum Theater umgewandelt, und sie zeigte sich geräumig genug, neuerdings auch noch darin den Juden einen Befehl zu gewähren.

Am Markt, oder der Marktstätte, wie die Konstanzer sagen, stet das alte Kaufhaus, das aus dem Jare 1388 stant und den „Konziliumsal“ enthält, später zum Leinenhandel benutzt, dient er jetzt wieder festlichen Beramlungen. Auf dem Markt stet auch die jetzt fast in jeder Stadt übliche Siegessäule zur Erinnerung an den Krieg von 1870—71, und bedeutam grüßt sie über das Reichspostgebäude — das frühere Rathhaus — hinweg das „hohe Haus“ auf der Zollernstraße, worin Burggraf Friedrich von Nürnberg wonte, als er 1417 mit der Mark Brandenburg belemt ward. Befantlich war dies die erste Hauptstaffel zur anwachsenden Macht der Zollern.

Am Markt stet auch eine höhere Mädchenschule; ein ehemaliges Franziskanerkloster erwies sich groß genug, eine Volks-, eine Bürger- und eine Gewerbschule darin aufzunehmen. — In Baden und so auch in Konstanz begriff man es zuerst, daß nur durch erweiterte Schulen das Volkswol zu fördern ist — so trifft man auch fast nirgend eine so intelligente, gewedte Bevölkerung wie in Baden.

Hochverdient um das fortschrittliche Leben der Stadt hat sich befantlich Freiherr Heinrich von Wessenberg gemacht, der als Generalvicar hier 1860 starb. Die Straße, in der sein Haus stet — mit seiner Büste gezieret — ist nach ihm die Wessenbergstraße genant. In seinem Haus befindet sich eine großherzogliche und eine städtische Gemäldegallerie und Wessenbergs zug, der Stadt überlassene Bibliothek von gegen 50 000 Bänden, alles zugänglich für Heimische und Fremde one Entgelt.

Man stet schon hieraus, wie gut es sich leben läßt in Konstanz, seit es unter Badens Szepter zum Reich gehört. Wie da jetzt Katholiken, Protestanten und Juden friedlich neben und miteinander wonen, nachdem sie sich so lange in den blutigsten, fanatischsten Kämpfen und Verfolgungen einander nur Leid bereiteten, haben sie sich jetzt im höheren Dienst der Humanität zum freundlichsten Miteinanderleben gefunden. Auch die Mikatoliken haben seit 1873 hier ihre eigne Kirche: die schon im 13. Jahrhundert erbaute Augustinerkirche, und unweit davon stet die Freimaurerloge: „Konstantia zur Zwiesicht.“

Alle und alles überragt das Münster schon von weitem, das seine ersten Anfänge bis zum 9. Jahrhundert zurück datirt, aber mannigfache Bauwandlungen erlebte, so daß man sagen kann, es haben ebenfalls 9 Jahrhunderte an ihm gebaut. Die letzten Restaurationen wurden 1854 daran vorgenommen; aber auch jetzt regt man sich wieder in seiner Konraditapelle zum Erhalten, Ausbauen und Verschönern. Im Münster wurden befantlich die Konzilsitzungen gehalten. Außer ihm ist die Stadtkanzlei, ein Prachtbau im florentinischen Renaissancestyl, das interessanteste Gebäude der Stadt an der Kanzleistraße mit historischen Fresken und den Portraits berühmter Konstanzer. Darunter aus der Neuzeit auch die Wessenbergs und der Malerin Marie Ellenrieder. Man stet, bei den Konstanzen ist es nicht wie anderwärts, wo der Prophet nichts in der Heimat gift, und daß auch die Gebäude und Gegenden von Konstanz nicht vergessen werden, dafür sorgt die Anstalt des Hofphotographen Wolf. Wer aber einmal dort war, vergißt Konstanz nicht und freut sich seines neuen Wachstums und Fortschreitens, wie im äußern, so auch in Handel und Industrie.

Im Interesse der Auswanderungslustigen wird uns geschrieben:

Geehrte Redaktion der „Neuen Welt!“ Ihrer freundlichen Aufforderung Folge leistend, will ich versuchen, dasjenige, was ich in bezug auf die Einwanderung in den Vereinigten Staaten zum besten der Leser der „Neuen Welt“ sowie des auswanderungslustigen Publikums überhaupt sagen kann, so klar als möglich darzulegen. Da man mit geringen Ausnahmen gewont ist, über die Vereinigten Staaten nur viel Lob und wenig Tadel zu hören oder zu lesen, so schide ich die Bemerkung voraus, daß ich nicht gewont bin, mich nach dem Urteil des sogenannten großen Hauses zu richten, sondern mir es stets zur Aufgabe gemacht habe, bei Berichterstattungen u. s. w. mich streng an die Wirklichkeit zu halten.

Wer Lust zum Auswandern hat, wird one Zweifel meist von dem Verlangen geleitet, seine Lage zu verbessern. Mag nun die Ursache dieser gedrückten Lage dieser oder jener Art sein, so ist es zudörderst

notwendig, daß sich der Auswanderer genau erkundigt, ob er auch in seiner Gewerbsbranche in der neuen Heimat fortkommen kann, oder ob er womöglich da noch schlechter (d. h. im Verhältnis) daran ist, als drüben. Die vielen von den Staaten hinüber geschickten Agenten, sowie direkt oder indirekt mit dem Auswanderungsgeschäfte in Verbindung stehenden Personen schmücken selbstverständlich die amerikanischen Verhältnisse und Zustände nach Kräften aus, denn bei diesen Leuten ist das eben nur „Geschäft“. Bessere Erkundigungsquellen sind Verwandte oder Angehörige, und durch Vermittelungen dieser Art wird ein nicht unbedeutender Teil des Auswanderungsstromes herübergeleitet. Der Handwerker findet wol hier Arbeit, aber mit dem goldenen Boden des Handwerks ist es eine problematische Sache. Mancher kleine Handwerker verkauft draußen Haus und Hof, bestreitet mit dem Erlös die Unkosten und findet, nachdem er hier sich wieder häuslich eingerichtet hat, daß er geradezu von vorn anfangen muß. Er ist dann hier denselben Wechselfällen drückender Konkurrenz ausgesetzt wie drüben, und erst nach Jahren gelingt es ihm, wieder zu dem zu kommen, was er zu Hause gehabt. Für den kleinen selbstständig arbeitenden Handwerker ist es jedenfalls am raschesten, seinen überreichten Schritt zu tun, während diejenigen Arbeiter, welche auf ihren Verdienst in größeren Werkstätten angewiesen sind und die Ueberfahrtskosten für sich und ihre Familie aufreiben können, auf alle Fälle es hier nicht schlechter haben werden, als sie es drüben haben. Im Gegenteil, man kann getrost sagen, daß sich die Arbeiter bei besserer Lebenshaltung besser stehen, als im alten Europa. Eins muß man sich aber einprägen, und das ist, daß es eine geraume Zeit kostet, sich mit der Art und Weise vertraut zu machen, wie hier gearbeitet wird. Der von seinem Verdienst abhängige Arbeiter findet hier die größte Schwierigkeit in der ausgedehnten Art und Weise, in welcher die Technik und Chemie zur Verwendung kommen — ein „vermeintliches“ Uebel, dem draußen manche in der Hoffnung zu entrinnen suchen, daß sie hier als Kleingewerbsleute arbeiten oder sich nach mehrjährigem Aufenthalt als solche etabliren können. Wenn solche Ausichten gestellt werden, der möge wol erwägen, ehe er sich entschließt. Die meisten Enttäuschungen finden gerade auf diesem Gebiete statt, nicht zu reden von den „farbenen Handlungsdienern, halbstudierten Medizinern, durchgefallenen Advokaten“ u. s. w., welche gemeinlich anstatt der erhofften Stellen sich in den Seefäden mit Schenkenswärtner- und Kellnerdiensten und dergleichen durchschlagen und froh sind, wenn sie sich nach langjährigem Herumlaviren endlich auf die eine oder andere Weise ein festes Auskommen sichern.

Es wird so viel geschrieben über die schöne Gelegenheit, welche hier der Arbeiter zum Geldsparen, resp. dazu hat, sich durch Arbeit so viel zu erübrigen, daß er sich unabhängig machen kann. Ich will one Umschweife nur dies sagen: wem es gelingt, eine leidliche Stelle zu finden; wer es vermag, sich ruhig alles gefallen zu lassen; wer es fertig bringt, trotz der durch die klimatischen Verhältnisse gebotenen besseren Lebensweise gerade so genau oder knapp zu leben, als drüben — ob nun freiwillig oder durch die drückenden Verhältnisse dazu gezwungen — der mag mit solchen Absichten herüber kommen. Hat er dann eine Konstitution, welche bei derselben Lebensweise alles ertragen kann, hat er dann „recht viel Glück“, wenig Krankheiten, kurz keinerlei unvorhergesehene Zwischenfälle — so mag er sich binnen zehn oder fünfzehn Jahren so viel zusammentragen, als man für einen Arbeiter ein kleines Vermögen nennt. Wer dies aber nicht kann, wer gewont ist, solche Anforderungen an das Leben zu stellen, welche sich von Rechtswegen gehören — der wird bald ausfindig machen, daß er zufrieden sein kann, wenn er mit seiner Familie nur „so leidlich durchkommt.“ Sämtliche Einwanderer, welche ich bis jetzt gesprochen, sind mit geringer Ausnahme vollständig mit ihrem Los zufrieden, was für mich als Beweis gilt, daß es drüben sehr trübe aussehen muß. Ich habe Bahnarbeiter und Tagelöhner getroffen, welche drüben ein kleines Hüttchen hatten und sich hier bei einem Verdienst von 7 — 9 Dollars pro Woche äußerst glücklich fühlten, indem die Leute mir versicherten, daß sie eine bessere Lebensweise führen könnten, als sie dies drüben in der Heimat gewesen. Wenn es so aussieht, dann hilft freilich alles Auseinanderziehen wenig, indem ein solch' drückender Zustand die Bevölkerung förmlich aus dem Lande treibt, ganz abgesehen davon, wohin oder auf welche Ausichten hin. Zweck der Auswanderung kann aber nur Verbesserung der Lage sein und deswegen wiederhole ich, man fare nicht blindlings in die Welt hinein und lasse sich nicht durchweg von dem irrigen Sage leiten: „Schlechter kann es nicht sein!“

Ich habe in Vorstehendem in bezug auf den Handwerkerstand nur allgemeine Andeutungen gemacht, und ich würde den Raum in Ihrem geschätzten Journal zu viel in Anspruch nehmen, wenn ich auf Details eingehen wollte. Gestatten Sie mir nur noch, für den Landarbeiter und Besitzer eines Gütlechens einige Winke zu geben. Der unverheiratete Landarbeiter tut am besten, wenn er mit der Absicht herüber kommt, eine zeitlang als Farmarbeiter zu fungiren, bis er sich akklimatisirt und mit den Besonderheiten des amerikanischen Farmerlebens vertraut gemacht, wodann er sich nach einem Stück Land umsehen kann, vorausgesetzt, er hat die Mittel zur Beschaffung der nötigen Zugtiere, Haustiere, Gerätschaften u. s. w. Dem Familienvater, zumal wenn er arbeitsfähige Kinder und Mittel zur Beschaffung der Tiere, Gerätschaften u. s. w. hat, ist dies nicht zu raten, da der Verdienst als Farmarbeiter zur Ernährung einer Familie nicht immer ausreichend ist. Immerhin gibt es aber Stellen, wo auch ein solcher sein Auskommen findet, aber sie sind rar. Für ihn ist es am besten, wenn er sich nach solchen Staaten wendet, welche schon dichter bevölkert sind, aber noch Bundes- oder Eisen-

bahn-Ländereien besitzen. Man hüte sich vor holzarmen Gegenden, indem gerade in diesem Winter in solchen die größte Not an Feuerungsmaterial herrschte. Alles Gerede von dem reichen Prairieboden zerfällt angeht die strengen Winter in nichts. Das vielgepriesene Kansas hat stellenweise reichen Boden, gehört aber schon zum Teil in die regellose Region und ist berüchtigt wegen seiner Heuschreckenplage. Kurzum, es heißt eben, „auf der Hut sein!“ Die Herren Agenten preisen gar viel an, was hier niemand mag und das Resultat ist dann Enttäuschung, vergebliche Arbeit u. s. w. Man kaufe auch keine Landanweisungen, one sich erst auf der betreffenden Distrikts-Landoffice von deren Rechtlichkeit überzeugt zu haben. Beim Ankauf von Eisenbahn-Ländereien ist gleichfalls große Vorsicht notwendig, indem es Bahnen gibt, deren Landanweisungen so gut als verwirkt, d. h. durch Nichterfüllung eingegangener Verpflichtungen fraglich geworden sind. Besonders zu warnen ist vor dem Ankauf kleiner Farmen, welche schon lange Zeit bewirtschaftet wurden. Bei dem hier herrschenden sogenannten Raubsystem, wonach dem Lande fortwährend alle seine Schätze entzogen, aber keine ihm zugeführt werden, kann man leicht übel ankommen.

Es ist nicht meine Absicht, besondere Landesteile zu empfehlen — jedoch glaube ich vor den südlich gelegenen Staaten warnen zu müssen. Neuerdings machen dieselben große Anstrengungen, einen Teil der Einwanderer zu sich zu ziehen, und es wird nicht an Agenten mangeln, welche voll des Lobes über dieselben sind. Auch die größten Vorteile, welche die Südstaaten bieten, werden durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und das den Einwanderern meist nicht zugängende Klima aufgehoben.

Schließlich noch eins. Der Einwanderer muß sich von der hervorragenden Stellung, welche viele unserer Stammesgenossen im staatlichen und bürgerlichen Leben einnehmen, nicht hincinziehen lassen. Der Amerikaner, obwohl gegen früher bedeutend emancipirt, ist immer noch eingenommen gegen Fremde, welche vermeintlicherweise herüberkommen, um an seinen freilich in mancher Beziehung etwas altväterlichen Institutionen zu rütteln. Der Einwanderer, mag er nun auch den höchsten Bildungsgrad besitzen, tut am besten, die ersten fünf Jahre sich passiv zu verhalten, und solche Stellungen einzunehmen, welche ihn nicht in politischer Richtung vor die Öffentlichkeit bringen. Er kann während dieser Zeit Land und Leute studiren und später vielleicht besseren Gebrauch von seinen Talenten und bürgerlichen Rechten machen, als wenn er sich gleich in das öffentliche Leben stürzt. Mit letzterem Winke werde ich wol manchen geehrten Leser der „Neuen Welt“ etwas vor den Kopf stoßen, zumal er vielleicht privatim ganz anders unterrichtet ist. Ich bin jeder Zeit bereit, den Beweis für meine Behauptungen anzutreten und halte dieses einstweilen für genügend, um Nachdenken zu erregen, übertriebene Illusionen zu zerstören und Enttäuschungen zu verhindern.

Es grüßt Sie wie immer unter der Zusicherung, wenn erwünscht, diese Art Einsendungen zu wiederholen, Ihr
G. Bartholomäus, Warrenton, Wa., U. S. of A.

*) Wird uns selbstredend sehr lieb sein.

Red. d. „N. W.“

Ein Sonntagmorgen in Albano. (S. Illustr. S. 436—37.)

Es ist ein reizender Sonntagmorgen, der sich über das italienische Städtchen ausgebreitet hat. Und mit ihm ist die feierliche Sabatstille eingetreten: in der Werkstatt und auf dem Felde ruht die menschliche Tätigkeit. Es ist der Tag des Herrn oder richtiger der Tag der Menschen, die sich von ihrer Werttagsarbeit erholen und sich erbauen und stärken zu neuer Tätigkeit der kommenden Woche, ganz gleich, ob diese Erbauung besteht im Gebet in der Kirche oder im stillen Kämmerlein daheim, oder im unmittelbaren Verkehr mit der Natur. Das würdige Alter mag sich wol darum streiten, wie man die Feier des Sonntags am würdigsten begeht, die heitere Jugend nicht. Denn für sie ist der Sonntag ein Tag der Freude und der Lust, und das zeigt uns auch die liebreizende Gesellschaft auf unserem Dabde, welche im fröhlichen Spiel den Sonntagsmorgen verbringt. Dadurch aber, daß der Künstler (Karl Blaas, geb. 1816 in Rauders bei Finstermünz in Tirol) uns dieses Spiel der schönen Frauengestalten, mit deren Anmut sich noch die reine Unschuld der Kinder-gesellschaft verbündet, so im Rahmen des Familienhauses vorführt, wird uns die Stimmung eines italienischen Sonntagsmorgens um so lebendiger vor die Seele gezaubert, und in uns selbst jene weihungsvolle Stimmung hervorgerufen, deren Ausgangspunkt die Schöne in der Natur und Kunst ist. Und die Natur ist gerade in Albano der Kunst seit langem sehr freigebig entgegengekommen, denn schon seit den Zeiten der großen italienischen Meister lieferte dieser Ort den Malern die schönsten weiblichen Modelle zu ihren Madonnen, Göttinnen und Halbgöttinnen, Nymphen und dergleichen. Aber ebenso schön wie die Albanerinnen ist auch die Gegend ihrer Geburtsstätte. Albano, selbst verarmt, mit über 6000 Einwohnern, liegt südöstlich von Rom, am Abhange eines Albanergebirges. Die Stadt ist gut gebaut, hat eine prächtige Kathedrale, mehrere andere Kirchen und 3 Klöster. Umgeben ist sie von einem förmlichen Kranz schöner römischer Villen und Parkanlagen. Wegen ihrer Kunstschätze aus alter und neuer Zeit sind besonders berühmt die Villen Barberini und Corsini. Außerdem findet man um Albano noch zahlreiche Trümmer der Bauwerke des klassischen Altertums, worunter die Ueberreste der Villen des Pompejus und Domitian, eines Amphitheaters und des sogenannten Grabmals der Horatier. Unweit davon prangt auf einer Höhe Castello Gardolfo, die Sommerresidenz

von Pabst Nius IX. Höchst malerisch gelegen ist der Albanersee, am westlichen Fuße des Albanerberges. Er ist fast rund und füllt die Krater eines erloschenen Vulkans aus und hat am oberen Rande $2\frac{1}{2}$ Stunden Umfang. Sein Ufer ist von herrlichem Hochwald bedeckt. Dabei ist er sehr tief und sischreich und enthält besonders viele Aale. Früher trat derselbe im Winter aus. Das geschah aber auch im Sommer 395 v. Chr. während der Belagerung Vejis durch die Römer, weshalb der Diktator und Feldherr der letzteren sich veranlaßt sah, einen 3700 Schritte langen, $3\frac{1}{2}$ Fuß breiten und 6 Fuß hohen unterirdischen Abzugskanal durch die Felsen hauen zu lassen, der heute noch gut erhalten ist. — Hauptsächlich ernähren sich die Einwohner Albano's durch den Weinbau, der bereits zu Augustus Zeiten zur Berühmtheit gelangt war. — Wie schön aber auch die Umgebung dieser Stadt sein mag, die kostbarsten Perlen sind jedenfalls die schönen Menschengestalten, wie wir sie vom Künstler in seinem Werke uns vorgeführt sehen und vielleicht läßt sich aus diesem schon, von denjenigen, die diese Gegenden nie mit eigenen Augen geschaut, mit Sicherheit schließen, wie großartig die dortigen Schöpfungen der Natur und Kunst sind.

Kunterbunte Reminiszenzen.

Eine leipziger Reminiszenz. In Leipzig mußte im Mittelalter jede Fastnacht ein Hagestolz einen Pflug lenken, vor den alte Jungfern gepant waren. Im Jahre 1499 stach eine Jungfer den, der sie anspannen wollte, tot.

Ein pfälzer Religionsbekenntnis. Nach Niehl „die Pfälzer“ wurden in der Pfalz, die in früheren Zeiten verschiedentliche male auf Befehl von oben die Religion wechseln mußte, folgende Reime gesungen:

Die Calvinisten
Sind keine rechten Christen.
Die Katoliken
Steden voller Känt und Lücken.
Und die größten aller Dchsen
Sind die Luther'schen Orthodogen.

Wenigstens zeichnen sich diese Verse durch Unparteilichkeit aus.

L'Etat c'est moi in deutschem Original. Ein deutscher Bürgermeister ist Ludwig dem vierzehnten von Frankreich zugekommen und zwar am fast zwei Jahrhunderte. Im Jahr 1509 während der bekanten Erfurter Händel sagte der stolze Bürgermeister Heinrich Kellner den Stadtverordneten, mit denen er im Streit war, wörtlich: „die Gemeinde bin ich.“ Der deutsche Vorläufer Ludwigs des vierzehnten endigte auf dem Schaffot, wie 290 Jahre später der Enkel des L'Etat c'est moi-Mann.

Goethe über das französisch parliren. „Soll ich französisch reden? Eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, mag man sich stellen wie man will, weil man immer nur das gemeine, die großen Jüge ausdrücken kann? Denn was untercheidet den Dumkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das zarte, gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigentümlich ergreift und mit Lebhaftigkeit ausdrückt, jener aber, gerade wie wir es in einer fremden Sprache tun, sich mit gestempelten, hergebrachten Phrasen behelfen muß?“ Wol gemerkt, nur gegen das französisch parliren richtet sich das Göthische Wort. —

Schulkrankheiten. Schon im Jahre 1836 veröffentlichte Vorinzer in der „Berliner medizinischen Zeitschrift“ einen Aufsatz: „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“, in welchem er gegen die vielen Schulstunden, die schlechte Schulluft u. s. w. eiferte. — Und ist's heute viel besser in den Schulen?

Zwei Urteile. Lettenborn sagt in seinem Bericht an Stein d. d. 22. Februar 1813 über den mißlungenen Handstreich auf Berlin vom 20. Februar: „Ich muß hinzufügen, daß die Berliner Bestien sind, die kein Blut sondern Wasser in den Adern haben.“

Stein in seinem Brief an Nesselrode vom 11. April 1814 nent die Sachsen „weiche Wortkrämer“, und sagt von ihnen: „Der Zustand der Herabwürdigung, worin sich ihr Vaterland befindet, die Unglücksfälle, die es überwältigt, berühren sie weniger, als die Unbequemlichkeiten des Kriegs, die Entfernung des Königs und die Zerstörung der Dresdener Brücke.“ (Die Berliner und Sachsen können einander trösten.)

Goethe nante die Kosaken und Waschkiren: „unsere ertsehten Befreiungsbestien.“

Burschenschaftliches. Daß die Burschenschaftler, welche dem deutschen Bundestag und der heiligen Allianz als revolutionäre Bauwau zu dienen hatten, mit den modernen Revolutionären nichts gemein hatten und namentlich sehr fromme Leute waren, erhellt aus der von Karl Follenius, dem bedeutendsten der Burschenschaftler entworfenen „Deutschen Reichsverfassung“. Ein Paragraph derselben lautet: „Wäler und Wäbar ist jeder Teutsche, der des Genusses des heiligen Abendmals teilhaftig geworden ist.“

A la guerre. Die Eidesformel, nach welcher im Jahre 1813 der Professor und Schloßbaumeister Raabe in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin die Landstürmer verpflichtete, enthielt auch den Passus: sie müßten „die Brunnen vergiften und verschütten.“ —

Kanzler Hardenberg. Im Januar 1813 (achtzehnhundertdreizehn) schlug Hardenberg in Paris die Vermählung des preussischen Kronprinzen mit einer napoleonischen Prinzessin vor, und ließ um einen Tributerklaß, ja um einen Geldvorstoß bitten, damit Preußen für Napoleon besser rüsten könne. —

Patriotische Befreiungsprügel. Durch königlich-preussische Kabinettsordre vom 31. August 1813 wurde die Prügelstrafe für die Landwehr eingeführt.

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Die erste künstliche Eisbahn ist auf der jüngst eröffneten Allgemeinen deutschen Patent- und Musterersch.-Ausstellung in Frankfurt a/M. zur Benutzung gestellt worden. Die Asphaltbahn eines Stating-Kinks ward zum Boden eines Wasserbedens gemacht, an dessen Schmalseiten zwei weite Röhren gelegt wurden, die durch eine Anzahl parallel laufender enger Röhren verbunden sind. Wenig über diesen engen Röhren sind Holzleisten angebracht und das Bassin so mit Wasser gefüllt, daß dieses etwa 15 Centimeter hoch über den Holzleisten stet. In eine der größeren Röhren wird durch eine Kaltluftmaschine abgekühlte Luft von 30 Grad Reaumur Kälte getrieben, die durch engere Röhren hindurch nach der andern weiteren Röhre dringt und aus dieser wieder abgezogen wird. Wenn durch diese Zufuhr kalter Luft das Wasser im Bassin sich mit einer so dicken Eisschicht überzogen hat, daß diese die Oberkante der Holzleisten erreicht hat, so wird das übrige Wasser abgelassen, und dann ist die auf hölzernen Trägern aufliegende Eisdecke zur Benutzung als Eisbahn fertig. Um das Schmelzen des Eises zu verhindern, muß die Temperatur des geschlossenen Raumes, in dem sich die Bahn befindet, unter Null Grad gehalten werden. Die durch die Stahlschienen der Schlittschuhe aufgeweichte und abgeschliffene Eisfläche kann zeitweilig mittels eines rotirenden Messers geglättet und durch darüber gespritztes Wasser wieder verstärkt werden.

Hinrichtung durch Elektrizität. Das amerikanische Blatt „Iron“ schlägt folgende Hinrichtungsmethode vor: In einem schwarz drapirten Saal, der nur mit einer Fadel beleuchtet wäre, sollte die Statue der Gerechtigkeit mit Schwert und Wage aufgestellt sein und eine elektrische Batterie bergen, welche mit dem Totensfuß, worauf der Verurteilte sitzt, durch einen Leitungsdrat in Verbindung zu bringen ist. Dann könnte dem Verurteilten die Geschichte seines Verbrechens vorgelesen, dann der Stab gebrochen, in die Wagchale geworfen und die Fadel aufgelöst werden. Durch die Beschwerung mit dem Stabe sinkt die Wagchale, bringt den elektrischen Strom zum Schluß und tötet den Delinquenten mit Blitzschnelle.

Kaze als Hafenanme. Wie die Jagdzeitung „Der Waidmann“ erzählt, fand im ebenvergangenen April eine Frau in der Nähe von Elberfeld in der aus dem Walde geholten Streu einen etwa 14 Tage alten Hasen. Von ihrem Sone ließ sich die Frau bewegen, der armen Waise ein Lager aus Haidekraut zu bereiten und mit ihr Ernährungsversuche zu machen. Lampe der kleine schien sich erst in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden zu können; als man aber auf den Einfall gekommen war, ihm eine Kaze, die erst vor acht Tagen geworfen, ihre Jungen aber gleich nach der Geburt ausgefressen hatte, zur Anme zu geben, begann er sich in sein Geschick zu fügen. Die rabennütterliche Kaze suchte ihrerseits an dem Pflieger gut zu machen, was sie an ihrem eignen Fleisch und Blut verbrochen hatte, sie pflegte ihn mit aller Bärtlichkeit, leckte und säugte, verteidigte ihn wider Fremde und ließ ihn nicht einen Augenblick außer Augen. Was weiter aus dem auf so seltne Weise am Leben erhaltenen Haslein und seiner Anme wird, darüber wird der „Waidmann“ später wol auch Bericht erstatten. xz.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Rautsky (Fortsetzung). — Universitätsleben und Universitätsfreunde. Eine Erinnerung von F. D. H. Temme (Fortsetzung). — Der Selbstmord und seine Ursachen, von H. K. — Die Entstehung der Familie und der Gesellschaft, von C. Lübeck. — Städtebilder vom Bodensee, von Luise Otto (I. Konstanz). — Im Interesse der Auswanderungslustigen. — Ein Sonntagsmorgen in Albano (mit Illustration). — Kunterbunte Reminiszenzen: Eine leipziger Reminiszenz. Ein pfälzer Religionsbekenntnis. L'Etat c'est moi in deutschem Original. Goethe über das französisch parliren. Schulkrankheiten. Zwei Urteile. Goethe über die Kosaken und Waschkiren. Burschenschaftliches. A la guerre. Kanzler Hardenberg. Patriotische Befreiungsprügel. — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Die erste künstliche Eisbahn. Hinrichtung durch Elektrizität. Kaze als Hafenanme.